Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, Februar 1846. 2. Heft

Die Bohne.

Von Heinrich Zschokke.

Ich war in Verzweiflung—erzählte in einer Abendgesellschaft der junge Bankier Walter, neun Wochen lang hatte ich mich in Wien herumgetrieben; in allen Gesellschaften, bei allen Anlässen, in allen Polizeibureaux hatte ich das Fräulein von Tarnau, die Tante, die Kammerjungfer beschrieben; keine Seele konnte mir Auskunft geben, wohin sie gekommen. An gutem Rath fehlte es freilich nicht, denn der ist immer wohlfeil. Man wies mich nach allen Richtungen der Windrose hinaus, um meine Göttin zu sehen.

Aber in Wien war sie nicht mehr. Ungeachtet mir das im Gasthofe, wo sie gewohnt hatte, sehr deutlich gesagt wurde, ungeachtet ich dasselbe Zimmer bewohnte, welches einst das ihrige gewesen, suchte ich sie doch noch immer. Ich war in allen Kirchen und Messen, auf allen Redouten und Bällen, in allen Schauspielen und Lustorten. Genug, der Liebe Mühe blieb umsonst. Meine Heilige war verschwunden.

So verließ ich trostlos die Kaiserstadt, und kehrte im bösesten Winterwetter nach meiner Heimath zurück.

Um Ihnen aber das ganze Seltsame meines Schicksals klar zu machen, muß ich Ihnen erzählen, wie ich das Fräulein kennen lernte. Sie werden in meiner Geschichte viel Wundersames finden; aber in der Liebe ist Alles Roman.

Vor drei Jahren machte ich eine Geschäftsreise nach Wien. Unserm Hause drohte damals großer Verlust durch Bankozettel. Es gelang mir, das Unglück abzuwenden, und nun wollte ich von der Gelegenheit Nutzen ziehen und Wiens gesammte Herrlichkeit genießen. „Wer weiß, dachte ich, du kommst in deinem Leben nicht wieder nach Wien!"

Meine Bekannten zogen mich in alle ihre Gesellschaften; ich ward in manchen Familienzirkel eingeführt; die Mütter empfingen mich sehr gütig. Die schönen Wienerinnen meiner Bekanntschaft nicht minder. Man wußte, ich sei unvermählt, und der Name unsers Hauses war den Vätern nicht fremd. Ich galt allenthalben als der reiche Bankier, und jeder machte mich zum Herrn von Walter.

Wegen der Eigenheiten und Launen meines guten alten Vaters, dachte ich noch an kein Heirathen. Desto ungebundener flatterte ich von einer Schönheit zur andern. — Sie waren mir alle lieb, und lieben konnte und wollte ich keine.

„Das Fräulein von Tarnau wird ebenfalls erwartet!" lispelte in einer Gesellschaft einst eine ältliche Dame in meiner Nähe ihrer jungen Nachbarin zu.

„Es ist ein gutes, liebes Kind," erwiederte die Nachbarin, „sie würde noch manchmal für schön gelten können, wenn sie nicht das häßliche Gebrechen hätte."

„Ah!" sprach die ältliche Dame: „Sie meinen das Muttermaal, das sie auf der Brust, gerade unterm Hals hat? Man sagt, es gleiche einer Maus!"

„Einer Maus? Pardon, gnädige Frau, wenn's weiter nichts wäre, hätte sie eben nicht

nöthig, ſich ſo nonnenhaft bis an's Kinn zu vermummen. Nein, es ſieht vollkommen einem Kameel mit zwei Höckern, vier Füßen und langem Halſe ähnlich."

„Glauben Sie das nicht!" ſprach eine Dritte, welche ſich nun in das Geſpräch miſchte: „Ich weiß die Sache genau. Es iſt ein Muttermaal von ganz eigener Art, von ungeheurer Größe. Der ganze Buſen iſt ſchwarzbraun, wie Kaffe; und hinauf bis zum Halſe, denken Sie nur, ich bitte Sie um Gottes Willen, hinauf bis zum Halſe mit dünnen, weißen Haaren bewachſen!"

„Ei, das iſt entſetzlich!" rief die alte Dame.

„Ja, wenn mir ſolch ein Unglück zugewachſen wäre," ſagte eine der beiden Jüngern, und ſchlug die Augen ſittſam zu ihrem Buſen nieder, um welchen, wie ein Nebel um Schnee, eine zarte Gaſe ſpielte: „Ich glaube wahrhaftig, ich lebte nicht mehr."

Jetzt mengten ſich auch andere in das Geſpräch; Jeder beſtätigte die Geſchichte; aber Alle bedauerten das Fräulein von Tarnau wegen dieſes Uebels.

Die Thüre öffnete ſich. Das Fräulein von Tarnau und ihre Tante traten herein.

Das Fräulein, wäre es mir nicht auch ſchon durch jene Unterhaltung merkwürdig geworden, hätte mich durch ſeine Schönheit und Grazie überraſchen müſſen. Ein Ideal, wie wir es zuweilen in den Bildern von Angelika Kaufmann bewundern, ein — nein, lächeln Sie nicht; ich war damals noch nicht verliebt; jetzt bin ich vermählt; alſo iſt Wahrheit in meinem Munde.

Genug, die ſchöne Tarnau eroberte Blicke und Herzen aller Männer; alle nahten ſich ihr mit einer durch ſüßes Mitleiden erhöhten Theilnahme. Aber ihre Bruſt war undurchdringlich verſchleiert bis unter den Hals. Eben das erinnerte unaufhörlich dieſen an die Maus, jenen an's Kameel. „Ach!" dachte Jeder im Stillen: „warum war das Schickſal ſo grauſam, und entſtellte das reizendſte Geſchöpf unter der Sonne auf ſo empfindliche Art!" — Und, ich läugne es nicht, ich dachte es auch.

Ich bin von Natur nicht neugierig, aber den Abend plagte mich dieſe Sünde, wie noch nie. Auch der ſchönſte Buſen war mir gleichgültig; aber der häßlichſte des liebenswürdigſten Mädchens zog meine Blicke an. — Unaufhörlich ſchwärmten meine Augen um die Falten des dichten Schleiers; ich wiederholte die Entdeckungsreiſe von Viertelſtunde zu Viertelſtunde; ich fand immer Gelegenheit, der holden Unglücklichen am nächſten zu ſtehen. Umſonſt!

Man tanzte. Schon ſtanden mehrere Paare bereit; die ſchöne Tarnau blieb unaufgefordert. — Was doch die Einbildungskraft thut! — Ich forderte ſie auf; ſie gab mir die Hand. Nun blieb ich den ganzen Abend ihr Tänzer.

Sie ſchwebte ſo leicht um mich her, wie eine von Titanias Elfen, und in allen ihren Bewegungen, ihrem Lächeln, ihren Blicken, ihren Worten voll ſo unausſprechlicher Anmuth; ach, Schade um das Meiſterſtück der Natur, die ihr herrlichſtes Werk in unbarmherziger Laune verdarb!

Man ſchied ſpät auseinander. Die ſchöne Unglückliche hatte mich entzückt. Sie war ſo harmlos und ſelig und unbefangen — ach, ſie wußte zum Glück nicht, was ich ſchon wußte, und was Alle wußten. Ich war nicht Phantaſt genug, um mich auf der Stelle zu verlieben, wiewohl ſie es werth geweſen wäre. — Allein, das geſtehe ich gern, noch nie hatte mich ein weibliches Weſen in ſolchem Grade für ſich eingenommen. Ein inniges Mitleiden bewegte mein Herz. Und ſolch ein Engel verdient doch wohl ein wenig Mitleiden!

Vermuthlich hätte ich ſie ſchon den andern Tag vergeſſen — vergeſſen? nein, das möchte ich doch nicht ſagen; denn an eines der bizarrſten Spiele der Natur, wo der Zauber des Schönen mit dem Häßlichſten aller Häßlichen vermiſcht war, denkt man wohl noch. Aber als ich von einem Gang zurückkam, und die Treppe meines Gaſthofs hinaufging, kam mir die Tante mit dem Fräulein ſehr unvermuthet von oben herab entgegen.

Natürlich, man blieb ſtehen. Man fragte ſich gegenſeitig um das Befinden ſeit geſtern. Wir wunderten uns, mit einander unter gleichem Dache gewohnt zu haben, ohne es zu wiſſen. Ich äußerte darüber mein Vergnügen, und bat um die Erlaubniß, die Damen in gelegenen Stunden auf ihrem Zimmer ſehen zu dürfen. Bei dieſem Worte ſehen ſah ich

wirklich — denn meine Neugier regte sich wieder — nach den Gegenden des häßlichen Muttermals. Aber ein dicker Shawl, sorgfältig unterm Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet, umschlang des Fräuleins Brust und Schultern; d'rum blickte ich lieber in das himmlisch schöne Gesicht hinauf.

Sie gingen die Treppen hinab, ich schnell in mein Zimmer, um noch zum Fenster hinaus die schlanke Gestalt zu sehen. Sie stiegen in einen Wagen, und fuhren davon. „Ach!" seufzte ich: „Jammerschade, daß solch ein Engel so widerlich verunstaltet sein muß!"

Was mir erlaubt war, unterließ ich auch nicht. Ich machte von Zeit zu Zeit den Damen einen Besuch. Sie waren fremd in Wien, wie ich, und nur durch ein Ausgsburger Haus, von dem sie Wechsel hatten, an meinen Bekannten empfohlen, bei dem ich sie vorigen Abend kennen gelernt hatte.

Ich führte die Hausgenossinnen in den Prater, in's Schauspiel, und wo es etwas zu sehen gab. Die schöne Josephine—ich will das Fräulein nennen, wie die Tante sie nannte—entfaltete der schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes immer mehr, je bekannter sie mit mir ward. Aber das entging mir nicht! je länger unsere Bekanntschaft dauerte, je vorsichtiger verhüllte sie die traurig verunstaltete Brust. Josephine war das vollkommenste weibliche Wesen, das ich in meinem Leben gesehen; aber ganz vollkommen darf doch unterm Monde nichts sein!

Weil wir uns täglich sahen, wurden wir täglich vertrauter. Es war zuletzt, als gehörte ich ganz zu ihnen. Die Tante behandelte mich mit jener Vertrautheit, die man auf Reisen so leicht zu einander gewinnt. In Josephinens Aeußerungen schien ich milde Spuren der Freudschaft zu finden. War ich einmal durch Geschäfte verhindert, bei den Damen zur bestimmten Zeit zu erscheinen, so mußte ich sogar kleine Vorwürfe hören, und wenn mich dann Josephine starr und schweigend eine Zeit lang ansah, als wollte sie mein ganzes Wesen durchschauen und fragen: wer bist du?—ach, ich weiß nicht, wie mir ward!

Und zuletzt hinderten mich keine Geschäfte mehr. — Ich erschien, mit dem Glockenschlag.

Allein der Himmel dauerte nicht lange. Ich erhielt einen Brief von Hause. Meinen guten Vater hatte der Schlag gerührt; er sehnte sich nach mir. Ich sollte eilen, wenn ich ihn in dieser Welt noch einmal umarmen wollte.

Der Brief kam des Morgens. In einer halben Stunde war gepackt; die Post vor dem Gasthof. Ich war vor Schrecken wie von Sinnen. Mein Bedienter meldete, Alles sei berichtigt; ich könne einsteigen. Ich ging wie ein Träumender zur Straße hinab, dachte an keinen Abschied von den Hausgenossinnen, und eben wollte man mich in den Wagen heben, als eine Stimme von oben herab rief: „Wo wollen Sie hin?"

Das war Josephinens süße Stimme. Ich blickte hinauf; sie lag am Fenster, und wiederholte die Frage. Meine Besinnung kehrte zurück. Ich flog wieder in den Gasthof, die Treppen hinauf, um wenigstens zu thun, was Höflichkeit und Freundschaft befahl.

Ich klopfte an. Die Thüre sprang auf. Josephine, noch im einfachen Morgenkleide, trat mir zuerst entgegen, und dann mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schreckens einen Schritt zurück.

„Mein Gott!" rief sie, „was fehlt Ihnen? was ist ihnen begegnet? Wie sind sie bleich und entstellt!"

Indem sie das mit heftiger Bewegung sprach, und ihre Hand ausstreckte, die meinige zu ergreifen, fiel ihr Kasimirshawl, den sie nur leicht umgeworfen hatte, vorn auseinander. Und—mögen mir's die Manen meines guten Vaters verzeihen — aber die Neugier ist eine der zudringlichsten Sünden! — Ich vergaß Reise, Schlagfluß und Extrapost, und hatte nur Augen für das geoffenbarte Geheimniß von Josephinens Brust.

Denken Sie sich mein Erstaunen! — Ich sah eine Brust hell und weiß wie Elfenbein, und zwei Zoll tief unter dem Grübchen des alabasternen Halses, das berüchtigte Muttermaal. Aber es war keine Maus, kein Kameel, sondern ein dunkelbrauner Fleck der Haut von der Größe und selbst von der Gestalt einer Bohne. Man

hätte schwören mögen, es liege da eine Schminkbohne von bräunlicher Farbe auf dem blendenden Schnee.

Zwar zog Josephine, erröthend und schnell genug, den Shawl wieder zusammen — aber sprechen konnte ich nun doch nicht. War es der Schlagfluß, war es die Bohne, — genug, ich stand betäubt da, wie eine Bildsäule.

„Um des Himmels willen!" rief die Tante: „sagen Sie doch, was ist Ihnen geschehen? Haben Sie ein Unglück gehabt?"

„Meinen Vater hat der Schlag gerührt — er ringt mit dem Tode — ich muß Sie verlassen."

Das war Alles, was ich endlich hervorbringen konnte. Ich küßte den Damen die Hände und nahm Abschied.

Bei diesem Abschied hielt Josephine einen Augenblick lang — aber es war auch nur ein Augenblick! — meine Hand krampfhaft in der ihrigen geschlossen. Ihr Gesicht schien mir bläßer und ihr Auge naß. — Aber vielleicht war dem auch nicht so; denn ich sah fast nichts; es dämmerte Alles schattenhaft vor meinen Blicken.

Im Wagen war Alles vergessen, nur nicht meines guten Vaters Todeskampf. Ich fuhr Tag und Nacht; ich lebte wie im Fieber. Die Tage meiner Reise waren die fürchterlichsten meines Lebens. Nur in den verworrenen Träumen, die mich umgaukelten, hatte ich dann und wann noch einen frohen Augenblick; nur dann und wann zeigte mir Morpheus oder das Fieber auch die dunkle Bohne im Schnee.

Als der Wagen endlich vor dem väterlichen Hause still hielt, traten mir einige meiner Verwandten entgegen, alle in schwarzen Trauerkleidern. Es war geschehen. Mein Vater hatte die Welt verlassen; seine Asche ruhte schon im Grabe.

Ich will hier nicht sagen, wie gewaltig mein Schmerz war. Ich liebte meinen Vater, auch bei allen seinen Launen, mit der dankbarsten, kindlichsten Zärtlichkeit. Schrecken, Kummer und die Anstrengungen der Reise warfen meine Gesundheit nieder. Ich fiel in ein hitziges Fieber, und das war mir Wohlthat; denn ich vergaß Alles. Ein Vierteljahr lang verließ ich das Krankenlager nicht. Und da ich genas, und die Welt und die Vergangenheit wieder, wie aus zerfließenden Nebeln, vor mein Bewußtsein trat, war ich so gelassen, so kalt, als hätte ich meine Gefühle alle eingebüßt.

Durch des Vaters plötzlichen Hintritt und durch die lange Dauer der Krankheit waren die Geschäfte meines Hauses in einige Verwirrung gerathen. — Ein Glück für mich! — Da gab es der Arbeit vollauf und Zerstreuung genug!

Doch binnen Jahr und Tag war Alles geordnet; ich der Herr meines Hauses. Und wie der schwarze Krepp von Arm und Hut verschwand, nahten sich Vettern, Tanten und Basen mit Hochzeitsplanen. Solche Ausbrüche vetterlicher und bäslicher Fürsorge sind so unvermeidliche Wirkungen der Naturnothwendigkeit, als Geburt und Tod. Ich ließ den Projektenmachern ihren Lauf, und bekümmerte mich nicht viel um ihre Rathen und Thaten. Kein Vetter, keine Tante, Hymens allzefertige Diener, vermögen so viel, als ein einziges, artiges Mädchen allein und zur rechten Stunde. Aber in unsrer ganzen Stadt und Nachbarschaft war kein artiges Mädchen — nein, das wäre Verleumdung, allein die magische Stunde fehlte!

Indessen brachte mich doch das beständige Fragen und Antworten zum Nachdenken. Ich bemerkte wirklich, daß ich allein war; daß mir etwas fehlte. Mein Haus war, seit des Vaters Tode, eine wahre Einöde geworden. Und doch kannte ich unter den zehntausend Jungfrauen, die ich je gesehen, keine, mit der ich mein Leben und meine Wüste hätte theilen mögen.

Da fiel mir, ich weiß nicht wie? — denn das war eine längst vergessene Geschichte — mein Aufenthalt in Wien und die schöne Tarnau ein. Zum Glück war ich auf meinem Zimmer einzig, denn ich glaube, daß ich bei der Erinnerung feuerroth geworden bin; wenigstens sprang ich plötzlich vom Sofa auf, streckte in heftiger Gemüthsbewegung die Arme weit durch die Luft aus, als wollte ich das Götterbild umfangen, und seufzte — nein, ich rief mit Entzücken, mit Schmerz, mit Sehnsucht und Verzagen: „Josephine, Josephine!"

Das, glaube ich, war die magische Stunde. — —Mein Unheil zu vergrößern, ließ mi

in der folgenden Nacht der Gott der Träume die Bohne im Schnee sehen. Josephine war schön genug für sich; aber die kupplerische Einbildung verklärte sie nun mit überirdischer Herrlichkeit. Lache Keiner! Ich hatte mich nüchtern zu Bette gelegt, und stand, von der gewaltigen Leidenschaft berauscht, am andern Morgen auf.

Nun erst war mein Haus öde und wüst, wie das alte Chaos der Schöpfung gewesen sein mag. Ich suchte Josephinen überall, ich sah sie überall. Ich dachte sie mir als mein Weib, bald dort mit kleiner häuslicher Arbeit am hohen Fenstersitz; bald dort am Klavier, und mich hinter ihr horchend; bald neben mir im Sofa am kleinen runden Tisch beim Frühstück. Alle ihre unbeschreibliche Anmuth, ihr Lächeln, ihr Blick, ihr Nachtigallenton wirkte in diesen Verblendungen noch unendlich schöner. Ich blieb meiner nicht mächtig; ich war in einen Strom von Empfindungen aller Art aufgelöset; bald hätte ich im Uebermaß der Seligkeit, die ich mir träumte, jauchzen, bald vor Schmerz weinen mögen, wenn ich mir Josephinen dachte, wie sie mich vielleicht verwerfen könnte. Ich mag aber auch mitunter gejauchzt und geweint haben, denn ich glich einem wahnsinnigen Träumer, der nur unter seinen Idealen daheim, und für die Außenwelt taub und blind ist.

Der Zustand war mir selbst unerträglich. Ich richtete meine Geschäfte ein, ließ die Postpferde bestellen, und flog in meinem Wagen nach Wien.

Freilich kamen wir unterwegs dann und wann sehr nüchterne Ueberlegungen. Was kann sich nicht in sechszehn Monaten alles geändert haben! dachte ich. Vielleicht liebt sie einen Andern. — Vielleicht ist sie schon vermählt. Sie hat nicht über sich allein zu verfügen; sie ist zu jung, hat Aeltern, Verwandte, und diese haben Rücksichten, auf die unsereins nicht sieht; — sie ist vom Adelsstande.

Ich besann mich dann wohl noch auf das ehemalige freundschaftliche Verhältniß; tröstete mich durch die Erinnerung an ihr blasses Gesicht, an ihr bethräntes Auge, an ihren innigen, unwillkürlichen Händedruck beim Abschiede. Aus Allem leitete ich Beweise von Josephinens Empfindungen für mich, sogar Beweise von Liebe, ungeachtet sich jene Erscheinungen auch wohl anders erklären ließen. Aber um nicht zu verzweifeln, mußte ich mich überreden, ich sei dem Fräulein von Tarnau nicht gleichgültig gewesen. Lieber kein Leben, als ein Leben ohne sie; lieber Wahnsinn und glücklich, als Wahrheit und elend!

Unter solchen Empfindungen und Ueberlegungen kam ich wieder in Wien an. Erst als ich in der Ferne die Thürme vor mir sah, fiel mir ein, daß ich, der alle Möglichkeiten berechnet hatte, doch die einzige nicht in Erwägung genommen: Josephine sei vor einem Jahre eine Fremde gewesen, wie ich, und schwerlich noch da.

Wie mir's in Wien ging, habe ich gleich anfangs erzählt. Das Fräulein von Tarnau war verschwunden. Der Gasthof hatte einen neuen Herrn bekommen; da konnte mir kein Mensch rathen. Alle meine Bekannten wußten so wenig von ihr, und wohin sie gereiset, als ich. Man schrieb, mir zu Gefallen, nach Augsburg, von wo sie oder ihre Tante Wechsel und Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte. Aber der Augsburger Correspondent war in der Zeit gestorben, und seine Erben konnten von keinem Fräulein von Tarnau Auskunft geben.

Genug, ich war in Verzweiflung. Am unbarmherzigsten zürnte ich gegen mich selbst. Denn war's nicht meine Schuld, daß ich bei bei meinem ersten Aufenthalt in Wien so unverzeihlich nachlässig gewesen, und mich um nichts bekümmert hatte, was sie, ihre Familie, ihren Wohnort betraf? Freilich, damals dachte ich auch noch nicht daran, daß ich mich fünf Vierteljahre nachher in sie verlieben würde.

Was mich in meinen Schmerzen am meisten erquickte, meine Leidenschaft aber nur gewaltiger anfachte, waren ihre Zimmer. Diese bewohnte ich nun. Ich fand da noch die gleichen Möbeln; den gleichen Stuhl, auf dem sie gesessen; den gleichen Tisch, an dem sie geschrieben hatte. Alles Vergangene lebte so hell, so gegenwärtig um mich, daß ich zuweilen erschrocken von meinem Sitze auffuhr, wenn etwas an der Stubenthür vorüberrauschte, und ich meinte, sie werde es sein und mit der Tante hereintreten.

Im Zimmer selbst blieb nichts ununtersucht: ich hoffte noch irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Zwanzigmal musterte ich die Wände vom Boden zur Decke, um unter den Inschriften vieler Reisenden vielleicht auch ihren Namen, eine Anzeige ihres Vaterlands zu finden. Alles umsonst!

Seltsam aber unbedeutend genug, gleich den ersten Tag, da ich das Zimmer bezog, fand ich in einem Ziehkästchen des Schreibtisches—lache nur Niemand!—eine schöne, glänzende braune Bohne. Man weiß, welch ein heiliges Symbol mir diese Frucht geworden war. Und gar ein Fund in Josephinens Zimmer! Ich hob die Bohne sorgfältig auf. Und als ich nun die beste Hoffnung aufgab, die Liebenswürdigste je wieder unterm Monde zu finden, nahm ich die Bohne, trug sie zu einem Juwelier, ließ sie in Gold fassen, um sie beständig an seidener Schnur auf meiner Brust zu tragen, als Andenken an die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, als ewige Erinnerung an meinen—tragischen Roman.

So schied ich aus Wien. Ich war sehr unglücklich, sehr trostlos. Ich schwor mich nie zu vermählen. Ach, man schwört in der Uebereilung mancherlei!

Ich kam mir in meinem Vaterstädtchen wie ein Wittwer vor; alle Mädchen schienen mir unerträglich, fade und alltäglich; ich vergrub mich in Geschäften; zerstreute mich mit gewagten Unternehmungen; sah keine Gesellschaften; mied allen Umgang. Nur Josephinens Bild schwebte beständig, wie ein Engel, um mich her, und die Bohne auf meiner Brust war mir ein so liebes Eigenthum, als hätte ich das Kleinod von ihrer eigenen Hand empfangen. Man gönne doch dem Unglücklichen seine Träume! Ich bildete mir zuletzt selber ein, die schöne Tarnau habe die Bohne eigenhändig in das Ziehkästchen des Schreibtisches gelegt. Ein beseligender Wahnsinn ist am Ende so gut, wie alle Philosophie, durch welche man sich selig machen möchte.

Mein Aeußeres muß freilich nicht so viel Seligkeit haben vermuthen lassen; denn Alle hielten mich für melancholisch, krank und dem Untergange nahe. Vettern und Basen bestürmten mich mit Bitten, Einladungen, Zerstreuungen! sogar Doktoren wurden mir ins Haus geschickt. Ich mochte von Allem nichts.

Um aber der Quäler los zu werden, und zu zeigen, daß ich noch sei, wie ein anderer Mensch, ließ ich mir's gefallen, dann und wann in der Woche eine der Abendgesellschaften meiner Freunde zu besuchen.

So nahm ich einst auch die Einladung des Justizraths Hildebrand an. Nun werden Sie die wunderbare Katastrophe meines Lebens hören.

Ich fuhr etwas spät zum Justizrath; Geschäfte hatten mich aufgehalten. Schon war die Gesellschaft mir bekannt, mit Ausnahme eines Einzigen, der mir als ein Oberstlieutenant in russischen Diensten, und seit Kurzem Besitzer des Priestischen Gutes, anderthalb Stunden von unsrer Stadt gelegen, vorgestellt ward. Ich hörte wenig auf das; machte mein stummes Kompliment, legte den Hut ab und setzte mich. Man war gesprächig; mir desto lieber, denn ich hatte keine sonderliche Lust zu plaudern.

Der russische Oberstlieutenant, ein großer, starker Mann, von angenehmer, Ehrfurcht erregender Bildung, schon über die Sechzig hinaus, aber noch voller Feuer, beschäftigte meine Aufmerksamkeit am meisten. Er trug einen Orden im Knopfloch; auf Stirn und Wange ein paar Narben. Seine Stimme war sehr laut und gebieterisch; man merkte ihm den kommandirenden Offizier an. Die Rede war bald von Persien, bald von der Moldau. Der Oberstlieutenant hatte da Feldzüge mitgemacht; man ließ sich gern von ihm erzählen, und er erzählte gut.

Nach dem Nachtessen ließ der Justizrath Punsch herumgehen bei Tisch: die Unterhaltung war indessen lebhafter geworden. Der alte Offizier sprach von einer Schlacht, und wie er, an einer Brustwunde verblutet, vom Pferde gesunken und von den Türken gefangen genommen worden wäre. In der Lebhaftigkeit seines Vortrages riß er die Weste von einander, seine Brustwunde zu zeigen; da bemerkte man, daß er an seidener Schnur eine kleine goldene Kapsel auf der Brust trug. Er selbst nahm die Schnur hervor und rief: „Alles raubten mir die Janit-

scharen, nur dies Juweel, das Köstliche meiner Besitzungen, rettete ich!"

Natürlich, Jeder glaubte, es sei ein Diamant von seltener Größe, oder eine Perle von ungeheuerm Werth darin; eine Beute aus dem Orient.

„Ach, nicht doch," rief der Oberstlieutenant: „es ist nur eine Bohne!"

„Eine Bohne?" schrien Alle.

Ich ward feuerroth, glaube ich, oder todtenblaß, oder abwechselnd eins um das andere; denn ich wußte mich vor Schrecken kaum zu fassen. „Wie kommt der Mann zu einer Bohne, die er, als ein Heiligthum, in Gold gefaßt, an seidener Schnur auf seiner Brust trägt, gerade wie ich?"—Denke sich Jeder in meine Lage, und wie mir zu Muthe sein mußte. Gern hätte ich erfahren, warum er die Bohne trüge, aber ich war wie gelähmt. Ich konnte keine Silbe hervorbringen. Ich stürzte ein Glas Punsch hinunter, um mir Muth zu der Frage zu machen. Ehe ich sie aber that, war sie schon von allen Anwesenden gethan.

„Das will ich Ihnen wohl sagen!" sprach der alte Offizier, und stopfte seine Pfeife: „Aber ich fürchte, die Geschichte ist Ihnen nicht interessant genug. Laden Sie Ihre Pfeifen, meine Herren."

Jeder gehorchte, sogar ich, der sonst nicht raucht. Doch nahm ich die kalte Pfeife an die Lippen, aus bloßer Furcht, der Oberstlieutenant möchte nicht erzählen, wenn er mich ohne das beliebte Instrument sähe.

Meine Herren, ich war im fünfzehnten Jahr Kadet, im zwanzigsten Lieutenant, sagte der alte Herr. Aber im fünfundzwanzigsten Jahr ist man noch weit mehr, als nur Lieutenant. Man ist ein Gott, nota bene! wenn man verliebt ist. Und das war ich.

Unser Oberst hatte eine Tochter, das schönste, geistvollste Mädchen im ganzen Königreich, und ich hatte, nebst zwei gesunden Augen ein kerngesundes Herz. Daraus erklär' ich Alles. Die junge Gräfin von Obern-dorf—ich aber nannte sie in der Stille lieber bei ihrem Taufnamen Sophie denn ich war nota bene kein Graf— also Sophie, war sechszehn Jahre alt, und, wie gesagt, ich fünfundzwanzig. Sie werden ohne Mühe begreifen, was daraus für Unheil entstehen mußte. Es war ganz unvermeidlich, sage ich Ihnen. Jeder von Ihnen sieht das gewiß ein; aber der Herr Oberst, der sonst in Regimentssachen einen Sperberblick hatte, sah das gar nicht ein; doch, nota bene! mein Liebe war halter auch nicht Regimentssache.

Uebrigens galt ich viel bei ihm; er hatte mich lieb, wie einen Sohn; er hatte meine Eltern gekannt, die nun todt waren. Er vertrat bei mir Vaterstelle, und ich wäre um Alles in der Welt gern sein Sohn gewesen. Aber daran durfte nicht gedacht werden. Er war Oberst, ich Lieutenant; er Graf, ich nicht; er reich, wie ein Crösus, ich blutarm. Nun wissen Sie Alles. Der Abstand unter uns war zu groß.

Die Gräfin Sophie nahm es mit Titel, Armuth und Lieutenantsstelle nicht halb so genau, als der alte Kriegsheld; allein sie war auch in vielen Stücken klüger, als er.

Ich bemerkte zwar, daß sie gegen mich freundlicher, als gegen jeden andern Offizier war; daß sie sich mit mir am liebsten unterhielt; mit mir am liebsten tanzte; im Sommer mit mir am liebsten im Garten ging, und sich im Winter von mir am liebsten im Schlitten fahren ließ—daraus konnte ich indessen noch nicht schließen, ob sie mich liebe. Aber daß ich sie liebte, anbetete, vergötterte, das wußte ich; und da wußte ich nur zu viel.

Tausendmal wollte ich ihr Alles bekennen, war ich im Begriff zu ihren Füßen hinzusinken—aber, lieber Gott, ich bin seitdem, weiß nicht wie oft, mit leichterm Herzen nebst meinem Bataillon gegen Batterien Sturm gelaufen, als damals der herrlichen Sophie nur einen Schritt näher. Es ging nicht, sage ich.

Doch, ich will Sie mit meinen Liebes- und Leidensgeschichten nicht lange aufhalten, sondern gleich die Hauptsache erzählen.

Ich mußte eines Abends dem Herrn Obersten Rapport bringen. Er war nicht zu Hause; das war halter kein großes Unglück; denn Gräfin Sophie saß allein im Zimmer, und erlaubte mir, den Vater bei ihr zu erwarten.

Gar wunderlich ging es uns. Trafen wir in größern Gesellschaften zusammen, so konnten

wir des Plauderns nie ein Ende finden; waren wir hingegen allein, was man nennt, unter vier Augen, so wußten wir nichts zu sagen. Ach, wir wußten es wohl, aber nota bene! wir konnten es nur nicht sagen! Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Ihnen in Ihren jüngern Jahren je so fatal gegangen ist.

Vor der jungen Gräfin lag auf dem Tische, zwischen den brennenden Kerzen ein umgelegtes Damenbrett. Man nannte das Ding ein Mühlenspiel; dabei lagen eben so viel weiße, als bunte Bohnen, mit denen man auf dem Spielbrett Plätze zu bezeichnen hat.

Nach einer langen Pause in unserm Gespräch—doch derg eichen Pausen waren nichts weniger, als langweilig — invitirte mich die Gräfin zum Spiel. Sie gab mir die bunten Bohnen, und behielt die weißen. Sie gebührten ihr schon der Unschuldsfarbe wegen. Wir spielten. Ihre Mühle war jeden Augenblick voll. Das konnte nicht fehlen, es mußte unter uns Zank geben; und ich zankte gern mit ihr, denn im Zank konnte ich ihr so manches sagen, was ich bei ruhigem Blute ihr nie zu sagen den Muth gehabt hätte.

Nun war's, als wären wir in großer Gesellschaft, das heißt, wir plauderten um die Wette. Gräfin Sophie hatte Geist und Witz; sie lachte, neckte mich, und trieb mich mit ihren Einfällen so in die Enge, daß ich in der Verzweiflung nicht wußte, was antworten? Ich nahm in der Erbitterung eine meiner braunen Bohnen, und um die schöne Spötterin zu strafen, die mich so schelmisch-triumphirend anlächelte, warf ich ihr die Bohne zu. Die Bohne flog im Bogenwurf und bedrohte das feine Näschen meiner Gegnerin; aber wie sie den schönen Kopf zurückbog, um der leichten Bombe auszuweichen — ach! fiel mein Geschoß durch die Falten ihres Halstuchs hinab zum Busen. Zum Glück war's kein Pfeil.

Und doch erschrack ich, und Alles glühte in mir vor Angst. Sophie ward roth und senkte ihre Augen schamhaft nieder. Nun waren Scherz und Spiel und Zank vorbei. Ich konnte nicht reden, und sie war stumm. Ich mußte fürchten, durch meine Unart ihren Zorn verdient zu haben. Ich blickte schüchtern zu ihr hinüber; sie sah auf und gab mir einen etwas düstern Blick.—Das konnte ich nicht ertragen. Ich stand auf; ich bog mein Knie vor der Angeredeten, drückte ihre Hand an meine Lippen, und flehte Verzeihung. Sie antwortete keine Silbe, aber doch entzog sie mir die Hand nicht.

„O Gräfin, o theure Sophie! zürnen Sie mir nicht. Ich würde sterben," rief ich, „wenn Sie mir böse wären. Denn nur für Sie, nur durch Sie lebe ich. Ohne Sie ist mein Dasein nichts werth. Sie sind meine Seele, mein Himmel, mein Alles."

Genug, ein Wort gab das andere. Ich erzählte ihr mit Thränen im Auge so viel, und sie, mit Thränen im Auge, hörte so viel! Ich bat um Antwort und ließ ihr doch keine Zeit zur Antwort, und, nota bene! der Herr Oberst stand drei Schritte von uns im Zimmer, ohne daß Sophie, noch ich, ihn gehört oder gesehen hatten, wie er hereintrat. Ich glaube, der muß wie ein Gespenst geschlichen sein! Gott habe ihn selig! er ist jetzt im im Paradiese.

Sehr überraschend kam uns daher das Donnerwetter seiner fürchterlichen Stimme, mit der er uns Unglücklichen eine ganze Reihe alter und neuer Regimentsflüche zuschnob. Ich sprang auf, ihm entgegen. Sophie desgleichen. Wir wollten uns entschuldigen, wenn da was zu entschuldigen war. Er aber ließ uns nicht zur Sprache kommen.

„Schweigt!" rief er mit einer Gewalt, als hätte er, statt mit zwei Sündern, mit zwei Regimentern Kavallerie zu verhandeln: „Du, Sophie, verreisest morgen. Sie, Herr Lieutenant, fordern Ihren Abschied, und verlassen die Provinz, oder sind des Todes."

Damit drehte sich der Oberst um, und verließ hastig das Zimmer. Ich gestehe, des Mannes Klugheit mitten in seinem Ungestüm verdient Bewunderung. Denn ich halte es für sehr klug, daß er uns allein ließ; wir hatten uns noch viel zu sagen.

Gräfin Sophie stand mitten im Zimmer da, das schöne Haupt auf die Brust niedergesenkt, die Hände schlaff vor sich hingefaltet, wie eine Bildsäule.

„O Sophie!" sagte ich, und stürzte zu ihr, umschlang sie mit meinen Armen und drückte sie

mit Inbrunst an mein Herz: „Sophie, nun verliere ich sie auf ewig!“

„Nein erwiederte sie fest: nicht auf ewig. So lange ich athme, bleibt Ihr Andenken in meinem Herzen.“ Und dies sagte sie mit einem Tone! o! mit einer Stimme, die mir tief durch alle Nerven bebte.

„Bin ich Ihnen etwas werth, Sophie?“ fragte ich leise, und drückte meine glühenden Lippen auf ihren Rosenmund. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, aber erwiederte meinen Kuß, und ich verlor die Erde unter den Füßen, meine Seele hatte keinen Leib mehr; ich berührte die Sterne; ich wußte nun von der Seligkeit der Serafim.

Sie weinte. Ihr Schluchzen erweckte mich.

„O Sophie,“ rief ich, sank zu ihren Füßen und umarmte ihre Knie: „ich schwöre es dir: Dir gehöre ich allein, so lange ich athme, und wohin mich auch mein Schicksal verschlagen mag!“

Nun entstand Todtenstille — unsere Seelen schworen zusammen. Plötzlich fiel etwas auf den Boden nieder. Es war die unglückselige Bohne, welche an allem unsern Leiden schuld gewesen. Ich nahm sie, stand auf, und hielt sie Sophien mit den Worten vor: „Dies ist das Werk der Vorsehung! Ich behalte sie zum Andenken dieses Abends.“

Die Gräfin schloß mich mit Heftigkeit in die Arme; ihre Augen glänzten schöner. „Ja, es ist eine Vorsehung!“ lispelte sie, wandte sich ab und ging in ein Nebenzimmer.

Am folgenden Morgen oder vielmehr schon in der Nacht war sie verreiset. Der Oberst behandelte mich auf der Parade mit verächtlicher Kälte. Ich kam um Entlassung ein, erhielt sie, und nun reisete ich ab. Wohin? war mir gleichgültig. Freunde gaben mir Empfehlungen nach Petersburg und versorgten mich mit Reisegeld.

„Es ist halter eine Vorsehung!“ dachte ich, und reisete dem rauhen Norden zu. Sophie war mir auf immer verloren; nichts hatte ich mehr von ihr, als die schmerzliche Erinnerung, und — die verhängnißvolle Bohne. Diese ließ ich zu Königsberg in Gold fassen, und so trage ich sie nun seit zweiundvierzig Jahren getreu auf meiner Brust.

Die erhaltenen Empfehlungen gewannen mir bald eine Oberlieutenantsstelle. Das Leben war mir ziemlich gleichgültig, darum war ich ziemlich tapfer. Ich schlug mich in Asien und Europa herum; bekam Beute, Ehre, Orden, und was sich der Soldat sonst wünscht. Nach etlichen und zwanzig Jahren hatte ich's endlich bis zum Oberstlieutenant gebracht. Ich war dabei alt geworden, meine Jünglingshistorien waren halber vergessen, nota bene, aber die Bohne blieb mir nicht minder lieb.

Als ich in der Schlacht bei Kilburn im Liman Anno achtundachtzig von den Janitscharen gefangen ward — es war ein heißer Tag, der Prinz von Nassau machte seine Sache gut! — da plünderten mich die Janitscharen rein aus; aber die heilige Bohne fanden sie doch nicht. Sie war auch vom Blut meiner Brustwunde ganz gebadet. Da dachte ich zu sterben. Ich ward von den Ungläubigen zwei Tage lang herumgeschleppt; aber, immer von unserer Reiterei verfolgt, ließen sie mich zuletzt halbtodt auf freiem Felde liegen. Da fanden mich unsere Leute. Sie erbarmten sich mein. Ich kam ins Lazareth, und mußte, um mich wieder ganz herzustellen, an der Spitze eines Transports nach Moskau zurück.

Die Ruhe gefiel mir wohl. Ich hatte zu leben, und darum ward mir auch das Leben lieb. Nach zwanzig Jahren Dienst und sieben ehrenvollen Wunden konnte ich auf ehrenvolle Entlassung hoffen. Ich empfing sie, mit Pension. Das war mir recht, nota bene! aber nicht lange.

Moskau ist eine behagliche Stadt, aber Unsereinem, der kein Kaufmann ist, doch langweilig. Petersburg ist eine schöne Stadt, aber all' ihre Pracht war doch nicht reizend genug, um mich des Städtchens vergessen zu lassen, wo ich mit dem Obersten von Oberndorf, und nota bene! mit Sophie vor zwanzig Jahren in Garnison gewesen war.

Zu versäumen hatte ich nichts. „Willst doch das Städtchen einmal wiedersehen, und, wenn es sein kann, auch die Geliebte deiner Jugend, die nun entweder Großmama — oder todt ist. Lieber Gott, es wird sich indessen Vieles geändert haben!“ dachte ich.

Die Pässe kamen an, und ich reiſete ab, ſah mich fein um in allen Städten, denn ich hatte nichts zu eilen, und alſo gelangte ich auch zu unſerm ehemaligen Garniſonsſtädtchen.

Lieber Gott, als ich nun den ſchwarzen, ſpitzen Kirchthurm mit vergoldetem Knopf hinter den vielen Gärten und Obſtbäumen hervorſteigen ſah, wie klopfte mir da das Herz! aber, nota bene! nicht des Kirchthums wegen, ſondern ich dachte an Sophie, und daß wohl ihr Grab nicht weit vom Kirchenthum ſein möchte.

Es kannte mich Niemand mehr in der Stadt. Es iſt wohl wahr, ein Vierteljahrhundert iſt lange Zeit! Das Regiment, bei dem ich ehemals geſtanden, war nicht mehr hier; ſtatt deſſen lagen hier Dragoner. Der Oberſt von Oberndorf war geſtorben vor vielen Jahren, und ſeine Tochter auf ihren Gütern in Mähren, hieß es, unweit Brünn. Ob ſie noch lebe, wußte Niemand.

„Willſt auch noch hin!“ dachte ich: „Und wenn die Edle im Grabe liegt, ſo beſuchſt du ihr Grab, nimmſt davon etwas Erde, läſſeſt ſie in Gold faſſen und trägſt ſie ſtatt der Bohne!“

In Brünn erfuhr ich mit freudigem Schrecken, ſie lebe, wohne fünf Stunden von der Stadt auf einem ſchönen Gute, und heiße noch immer Gräfin von Oberndorf.

Geſchwind ich auf und dahin! Man zeigte mir einen ſchönen Landſitz, umgeben von geſchmackvollen Gartenanlagen. „Da wohnt ſie!“ —Ich bebte wieder, wie damals, da ich Lieutenant war, und hatte doch vor den Türken nicht gebebt.

Ich ſtieg aus dem Wagen. Schon ſah ich die Holde, wie ſie voll himmliſcher Anmuth und Verwirrung mich erkennen würde. Ach, Weiberherzen! ob ſie mich nur noch lieben mag? dachte ich, und ging mit ungewiſſen Schritten durch den Garten.

Unter einer Laube von rothglühenden Akazien vor der Thür des Landhauſes ſaßen zwei ältliche Damen und zwei jüngere Frauenzimmer. — Sie laſen. — Aber Sophie ſah ich nicht.

Ich entſchuldigte die Störung, welche ich verurſachte; denn ſie ſchienen alle durch mein plötzliches Erſcheinen überraſcht zu ſein.

„Wen ſuchen Sie?“ fragte mich eine der ältern Damen.

„Kann ich die Ehre haben, der Gräfin Sophie von Oberndorf meine Aufwartung zu machen?“ ſagte ich.

„Das bin ich ſelbſt!“ erwiederte zu meinem Erſtaunen die beinahe Vierzigjährige. Es war mir, als hätte ich einen Anfall vom Schwindel.

„Erlauben Sie, daß ich mich ſetze, mir iſt nicht wohl!“ ſeufzte ich, und ſetzte mich, ohne eine Antwort abzuwarten. Lieber Gott, welche Verwandlung! Wohin war die blühendſte aller Schönheiten geflohen! Ich kam aus meinen Täuſchungen zurück; ich beſann mich auf das Vierteljahrhundert. Es war Sophie, ja, ſie war's! aber die verblühte Sophie.

„Mit wem habe ich die Ehre mich zu unterhalten?“ fragte ſie mich. Ach, alſo ſie kannte mich nicht mehr.

Ich wollte eine Szene vor den andern Damen vermeiden, und bat nur um einen Augenblick unter vier Augen. Die Gräfin führte mich in's Haus, dann links in ein großes Zimmer. Das Erſte, was mir in die Augen fiel, war das große in Oel gemalte Bildniß ihres Vaters. Ich konnte lange kein Wort finden, mein Herz war ſo beklemmt. Ich ſtarrte das Bild des Oberſten an, bis mir die Augen von einer Thräne verdunkelt wurden. „Ja, Alter,“ ſtammelte ich leiſe und mit einer Stimme, die nicht ſehr feſt war: „ſiehe nur deine Sophie an! — O, du haſt an uns nicht wohlgethan!“

Die Gräfin ſtand verlegen neben mir, und ſchien ſich vor meinen Declamationen zu fürchten. Ich wollte ſie aus der peinlichen Lage befreien, und konnte doch nicht mehr ſprechen. Die Wehmuth hatte ſich meiner zu ſehr bemächtigt.

„Ihnen iſt nicht wohl, mein Herr!“ ſagte die Gräfin und ſah ſich ängſtlich nach der Thür um.

„O ſehr,“ ſeufzte ich: „Kennen Sie mich nicht!“

Sie faßte mich jetzt ſchärfer ins Auge, und ſchüttelte leiſe das Haupt. — Nun riß ich die Schnur mit der Bohne aus meinem Buſen her

vor, kniete vor ihr nieder, und sagte: „Ach, Sophie, kennen Sie diese Bohne noch, die uns vor fünfundzwanzig Jahren trennte? Ich habe sie treu bewahrt. — Sophie, damals sagten Sie, es gibt eine Vorsehung. Ja, es gibt eine.“

„Mein Gott!“ lallte sie mit matter Stimme, und ging an mir hinweg, warf sich auf's Sofa und wollte sich das bleich gewordene Gesicht verhüllen, hatte aber die Kraft nicht mehr. Sie hatte mich erkannt. Sie liebte mich noch.

Ich rief die Frauenzimmer zur Hilfe, die mit Entsetzen ihre Freundin erblaßt, und einen fremden Offizier in Thränen vor ihr hinknien sahen. Noch ehe sie Wasser und Riechfläschchen gebracht hatten, war die Gräfin schon wieder zu sich selber gekommen. Sie rieb sich die Augen, wie eine Träumende. Dann brach ein heftiger Thränenstrom hervor; sie schluchzte wie untröstlich, umschlang meinen Nacken mit ihren Armen und rief nur meinen Namen.

Genug, meine Herren, das war ein Augenblick, Engel hätten über uns weinen müssen.— Nun dachte ich nicht mehr ans Abschiednehmen. Die Gräfin behielt mich als Gast. O, wie viel hatten wir uns zu erzählen, wie treu hatte sie mich geliebt!—Was der alte Oberst einst verhindert hatte, das verhinderte nun weder er, noch seine Familie mehr. Sophie ward meine Gemahlin; wohl etwas spät und doch nicht zu spät. Unsere Seelen liebten noch mit jugendlicher Gluth.

Meine Geschichte oder die Geschichte dieser Bohne ist damit zu Ende, nota bene! noch nicht ganz. Denn ich muß doch sagen, daß das Kind, welches mir meine Sophie gebar, gerade auf der Brust ein Muttermaal mit auf die Welt brachte, wie eine Bohne gestaltet. Seltsames Spiel der Natur! Aber das Mädchen ist mir darum nur um so lieber.

—

So erzählte der Oberstlieutenant, aber ich hörte nichts mehr. Alles drehte sich mit mir im Kreis herum; vor meinen Ohren war's ein Brausen und Sausen, wie vom Meere.— Nur zwischendurch ertönte mir noch der Name Josephine.

Indem ward gemeldet, der Wagen des Oberstlieutenants sei vorgefahren. „Schlechterdings nicht.“ rief der Justizrath, „ich lasse Sie nicht zurück in der Nacht.“

„Ha,“ sprach der Oberstlieutenant „es ist eine liebliche Nacht, und herrlicher Mondschein dazu.“

Man meldete meinen Wagen. Ich stand auf, ging zum Oberstlieutenant, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Sie heißen von Tarnau?“

Er verbeugte sich bejahend.

„Ich bitte Sie, bringen Sie diese Nacht bei mir zu,“ sagte ich, „es liegt viel daran. Sie dürfen nicht fort. Ich habe mit Ihnen wichtiges zu reden.“ Ich sagte das so ernst, ich möchte sagen bewußtlos hin, und dabei zitterte ich so heftig fieberisch, daß der Alte nicht wußte, was er aus mir machen sollte. Trotz dem blieb er standhaft. Er wollte zurück. Es brachte mich seine Halsstarrigkeit fast zum Verzweifeln.

„Kommen Sie!“ sagte ich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn gewaltsam auf die Seite, wo ich die Schnur aus der Brust zog und ihm die Bohne vorhielt: „Sehen Sie— nicht bloß Spiele der Natur—Spiele des Verhängnisses—auch ich trage die Bohne.“

Der alte Herr riß die Augen weit auf, betrachtete mein Kleinod, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Mit solchem Talismann kann man nach meinem Tode noch meinen Geist beschwören. Ich bleibe und fahre mit Ihnen, wohin Sie wollen.“

Er ging mit dem Justizrath, seinen Wagen abzubestellen. Weil ich ihm aber doch etwas verdächtig vorgekommen sein mochte, zog er Erkundigungen über mich ein. Der Justizrath war artig genug, ihm von mir alles Liebe und Schöne zu sagen. Ich bemerkte das, als sie wieder in's Zimmer hereintraten. Der alte Herr war so freundlich und wohlgelaunt, wie vorher. Er reichte mir ein Glas Punsch, und rief: „Also die Bohnen sollen leben! Nota bene, und worauf sie deuten.“ Wir stießen an. Das Leben kehrte wieder in mich zurück.

„Also, Sie sind der Herr von Walter?“ hob er wieder nach einer Weile an.

„Nur Walter schlechtweg.“

„Und waren vor etwa einem Jahr in Wien?“

„Da war ich!“ antwortete ich, und mir ward, als verwandelte sich mein Wesen in eine Feuerflamme.

„So, so!“ sagte er: „Meine Schwägerin hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie wohnten mit ihr im gleichen Gasthof. Sie haben viel Aufmerksamkeit für die gute Dame gehabt—dafür wird sie Ihnen noch mündlich danken.“

Jetzt ward das Gespräch wieder allgemeiner, bis Alles zum Abschied aufbrach. Der Oberstlieutenant fuhr mit mir nach Hause. Ich brachte ihn sogleich in das für ihn bestimmte Zimmer.

„Und nun?“ fragte er: „Ich bin Ihnen bisher gehorsam gewesen. Was haben Sie Wichtiges mit mir?“

Ich fing von Wien an, von der Tante, von Josephinen.

„Das weiß ich Alles!“ rief er: „Aber zum Teufel, wie hängt das mit der Bohne zusammen, die Sie mir zeigten?“

Ich legte nun Generalbeichte ab. Er erfuhr Alles.

„Das weiß ich Alles!“ rief er wieder: „Aber die Bohne, die Bohne!“

Nun erzählte ich die zweite Reise nach Wien.

Er lachte laut auf, und schloß mich freundlich in die Arme. — „Nun nichts mehr! Morgen sprechen wir mehr. Denn Sie begreifen wohl, ich habe dabei nichts zu sagen. Was wollen Sie von mir?—Morgen fahren Sie mit mir hinaus auf's Gut. Da werden Sie Josephinen sehen; da werden Sie meine Sophie kennen lernen. Das ist klar, man muß sich einander kennen lernen.“

Wir schieden, ich ginge zu Bette, aber schlafen konnte ich nicht, als in fieberischem Geträume.

„Herr Walter, jetzt rund heraus mit der Wahrheit!“ sagte der Herr von Tarnau am folgenden Morgen beim Frühstück: „Ich weiß, Sie sind ein reicher Mann; ich sehe, Sie sind ein junger Mann, vor dem die Mädchen eben nicht aus Entsetzen in's Kloster laufen; ich höre, Sie sind ein Biedermann, welchen alle Welt schätzt; ich erfahre nun von Ihnen, Sie sind ein verliebter Mann. Aber das zusammengenommen, Herr, wiegt noch nicht schwer genug, um...“

„Wir fehlt das Adelsdiplom!“ fiel ich ihm in's Wort.

„Nein, Herr, wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel zuletzt entbehrlich. Ich war auch nur gemeiner Edelmann, und Gräfin Sophie liebte mich doch.“

„Was fehlt mir?“ fragte ich.

„Das sage ich Ihnen jetzt, nota bene, weil es Morgen ist. Des Abends, wenn der Mensch durch des ganzen Tages Last und Mühe erdrückt, und der stärkste Mann schwächer, der größte etwas kleiner geworden ist, des Abends soll man keinem einen Strohhalm auf die Schulter legen. Also rund heraus: mit Ihrer Bohne da ist's ein anderes, als es mit der meinigen war. Die meinige war das Werk der Versehung; erst ein Stein des Aergernisses; dann ein Eckstein und Grundpfeiler treuer Liebe; endlich eine Welt, die sich zwischen vereint gewesene Herzen warf, und zuletzt die Boussole, welche uns wieder zusammenführte. Ihre Liebe ist bloßes Spiel der Phantasie.—Ich lebte für Sophien seit dem Augenblicke, da ich sie sah; Sie aber kamen erst ein gutes Jahr hintennach auf den Einfall, Josephinen zu lieben. Sie begreifen, dagegen läßt sich nichts einwenden. Sie werden von ihrem Traum erwachen, wenn sie meine Tochter wieder sehen, und sich die Himmlische Ihrer Einbildungen in ein ganz natürliches irdisches Mädchen verwandelt. Endlich, und nota bene! greifen wir ohne anderes in der Fronte an: Josephine liebt Sie nicht!“

„Das ist hart!“ seufzte ich: „aber sind Sie dessen gewiß?“

„Wir fahren heute auf mein Gut, da werden Sie sich überzeugen. Was ich von Ihnen und Ihrem Aufenthalt in Wien weiß, habe ich von meiner Schwägerin, nicht von meiner Tochter, die sich kaum erinnern mag, wie Sie heißen.—Noch mehr, wir haben einen gefährlichen Nachbar, den jungen Graf von Holten. Er besucht uns oft; Josephine sieht ihn gern. Ich ertappte sie oft, wenn ihre Blicke minutenlang mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und wenn sie mein Belauschen bemerkte, ward sie feuerroth und hüpfte lachend und singend davon.“

„Wenn's so ist, Herr Oberstlieutenant,“ —

ſagte ich nach einer langen Pauſe, in der ich mich zu ſammeln ſuchte: wenn's ſo iſt, fahre ich nicht mit Ihnen. Mir iſt beſſer, Ihre Tochter nie wieder zu ſehen."

„Sie irren ſich. Ihre Ruhe iſt mir lieb. Sie müſſen ſie ſehen, um ihre Einbildung zu berichtigen und vollkommen zu geneſen."

Nach langem Für und Wider ſetzte ich mich zu ihm in den Wagen. In der That ſpürte ich wohl, die Phantaſie möchte mir einen Streich geſpielt haben. So lange ich in meinen Liebesträumen allein lebte, ward ich meinem Ideal ſo innig vertraut, ſchmückte ich Joſephinen mit ſo verklärenden Reizen aus, dichtete ich ihr — denn es that meiner Schwärmerei wohl! — ſo ſtille, zarte, treue, ſtumme Gegenliebe an, daß ich erſt jetzt, da ich das erſte Mal mit einer dritten Perſon über meine Herzensangelegenheit Worte wechſelte, bemerkte, die Hälfte meiner Geſchichte ſei von mir ſelbſt erfunden. So lange ein Gedanke oder eine Empfindung nicht ausgeſprochen iſt, kennen wir deren Geſtalt nicht. Erſt die Hülle des Gedankens, das Wort, gibt den Vorſtellungen Beſtimmtheit und Weſen, ſcheidet den Traum von Wahrheit, und ſetzt den Geiſt in's Verhältniß über ſie, wie von ihm geſonderte fremde Weſen zu urtheilen.

Es war ein ſchöner Juniusmorgen, als wir nach dem Tarnau'ſchen Gute hinausfuhren, und — worüber ich ſelbſt erſtaunte — mein Gemüth blieb ſo hell und ruhig, wie es ſeit einem Jahre nicht geweſen war. Meine einfachen höflichen Verhältniſſe zu Joſephinen und ihrer Tante während des erſten Aufenthaltes zu Wien ſtanden ſo klar vor meiner Erinnerung da, daß ich ſelbſt nicht begreifen konnte, wie ich noch geſtern, und ſeit Monaten und Tagen daraus einen Fieberrauſch geſchaffen hatte. Ja, das Aergſte war, ich erkannte jetzt, daß ich Joſephinen in Wien gar nicht geliebt hatte; daß ich ſie auch jetzt nicht liebte, wiewohl ich ſie ſehr liebenswürdig finden konnte.

Der Wagen hielt vor einer einfachen Villa ſtill. Die Bedienten ſprangen herbei. Der Oberſtlieutenant führte mich in ein Zimmer, wo uns ein paar betagte Damen freundlich entgegen traten.

Er nannte ihnen meinen Namen: dann, indem er die älteſte der Frauen in ſeinen Arm nahm, ſagte er: „Und dies iſt meine Sophie!"

„Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor der ſechzigjährigen Matrone, die mir durch die Erzählung vom geſtrigen Abend ſo intereſſant geworden. „Ach!" ſeufzte ich ſtill im Herzen: was ſind Jugend und Schönheit!"

Beinahe hätte ich glauben ſollen, der welterfahrene Veteran habe den Inhalt des Seufzers mir aus den Augen geleſen. Er drückte die Hand ſeiner Gemahlin küſſend an den Mund, und ſagte lächelnd: „Nicht ſo, Freund? Wenn man die alten Herren und Frauen ſieht, man kann ſich faſt nicht überreden, daß ſie auch einmal jung geweſen ſein ſollen; und ſieht man die Jungfrau in aller Friſche ihres ſchönen Blühens, man würde wetten wollen, ſie könne nie Runzeln und graues Haar bekommen."

Die Tante Joſephinens erkannte mich ſo gut, als ich ſie. Sie ſagte mir viel Verbindliches; wir ſetzten uns um den Tiſch; wir frühſtückten den Damen zur Geſellſchaft, zum andernmale.

„Und wo ſteckt Joſephine?" fragte der Alte: „Sie wird ſich freuen, ihre Wiener Bekanntſchaft zu erneuern."

„Sie iſt mit Graf Holten hinaus in den Garten. Da ſind noch Aurikeln zu begießen, ehe die Sonne zu hoch tritt!" entgegnete die Tante; und ich bekam ein kleines Fröſteln. Alle meine alten Einbildungen waren dahin. — Doch faßte ich mich ſchnell. Ich hatte hier niemals Anſprüche gehabt; ich hatte keine zu verlieren. Ich fing beinahe an, mich der Thorheiten meines Herzens und der Genieſprünge meiner Phantaſie zu ſchämen. Ich ward munter, ſtimmte in den unbefangenen fröhlichen Ton der Geſellſchaft, und erzählte der Tante ſogar, wie ich ſie bei meinem zweiten Aufenthalt in Wien ſo peinlich vermißt hätte.

Während des Geſprächs trat ein junger Mann, von edler äußerer Bildung in's Zimmer. Sein Geſicht war blaß, ſein Auge todt und düſter; in ſeinem Weſen lag etwas Unnatürliches, Verſtörtes.

„Gnädige Frauen," ſagte er haſtig und eintönig, als hätte er die Anrede einſtudiert, „er-

lauben Sie, daß ich mich bei Ihnen beurlaube. Ich verreise heute nach der Residenz — ich habe — ich bin — ich werde vielleicht einige Zeit abwesend sein. Es ist eine weite Reise vielleicht."

Der Oberstlieutenant hatte den Kopf nach ihm umgedreht, und sah ihn unbeweglich an.

„Was ficht Sie an, Graf Holten?" rief er: „Sie sehen aus, wie einer, der einen Mord begangen hat."

„Nein," erwiederte mit gewaltsamem Lächeln der junge Mann, „wie einer, an dem ein Mord begangen worden ist."

Damit küßte er den Damen die Hände, umarmte den Oberstlieutenant und flog wieder zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter zu sagen. Der Oberstlieutenant ihm rasch nach. Die Frauenzimmer waren in bitterer Verlegenheit. Ich erfuhr, dieser junge Mensch sei der Graf Holten aus der Nachbarschaft; gestern Abend, wie oft geschehen, zum Besuch angekommen; noch vor einer Stunde sehr vergnügt gewesen, und nun sich selbst nicht mehr ähnlich.

„Was ist ihm begegnet? fragten die Damen den Oberstlieutenant, als er nach geraumer Zeit wieder zurückkam.

Der Alte ward ernsthaft, schüttelte den Kopf, und lächelte endlich zu seiner Sophie hinüber und sagte: „Frage doch Josephinen."

„Hätte sie ihn beleidigt?" forschte die Tante betroffen.

„Wie man's nimmt!" erwiederte er: „Es ist eine lange Geschichte, der Graf aber gab sie mir mit zwei, drei Worten: ich liebte und ward nicht wieder geliebt."

Indem öffnete sich die Thür und das Fräulein von Tarnau trat herein. Sie war's! und liebenswürdiger, schöner, als ich sie in Wien, anmuthiger als ich sie in meinen Träumen gesehen. Ich stand auf, wollte ihr entgegen — — aber meine Knie wankten, ich war festgebannt — ich stammelte unzusammenhängende Worte — ich war der glücklichste und elendeste aller Sterblichen.

Hoch erröthend stand Josephine unter der Thür, starrte mich an, wie eine Geistererscheinung, und trat dann, bald von ihrer Ueberraschung genesen, lächelnd zum Tische vor. Nun, nach den ersten umgewechselten Begrüßungen, ward das Räthsel unsers unvermutheten Zusammentreffens gelöset. Ich erzählte, daß ich erst gestern von ihrem Hiersein erfahren; sie, daß ihr Vater die mährischen Güter unangenehmer Familienverhältnisse willen verkauft, und sich hier in der reizendsten Landschaft von der Welt angesiedelt habe.

„Ach, Tante, liebe Tante!" rief sie, indem sie die Hand der Tante in ihre beiden schloß, und an ihre Brust drückte, und mich mit Blicken musterte, aus denen die Freude unzweideutig schimmerte: „Habe ich's Ihnen nicht gesagt? habe ich nicht recht gehabt?"

Die gute Tante warf lächelnd einen Schweigen fordernden Blick auf Josephinen. — Die Mutter schlug die Augen nieder, um eine gewisse Verwirrung zu verbergen. Der alte Vater beobachtete mit forschendem Blick Einen um den Andern, stand auf, und raunte mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Herr Walter, es will mich bedünken, Sie haben die Bohne dennoch am rechten Ort gefunden. — Aber du, Josephine, was hast du mit dem Grafen gehabt, daß er, nota bene! im Sturm davongegangen?"

Josephine antwortete ausweichend. Alle erhoben sich. Man ging in den Garten. Der Oberstlieutenant zeigte mir seine Gebäude, Wiesen, Aecker, Ställe, Scheunen, während die Frauenzimmer im Pavillon des Gartens in lebhafter Unterredung waren. Nach einer langweiligen halben Stunde kamen wir von der ökonomischen Reise zu ihnen zurück. Nun ward der alte Herr auf die Seite genommen, und Josephine mir zur Begleitung gegeben.

Ich nahm mir vor, gegen Josephinen sehr zurückhaltend zu sein, — ich fürchtete das Schicksal des Grafen Holten. Wir sprachen von unserer Bekanntschaft in Wien, von unsern damaligen Unterhaltungen, Spazierfahrten und kleinen Schicksalen. „Ach!" rief Josephine, „und wenn sie wüßten, was ich Ihretwegen gelitten, da Sie so plötzlich von uns gerissen wurden. Gewiß, seitdem ist kein — — ja, wir haben noch oft von Ihnen gesprochen.

Nun, wie hätte ich anders können? nun erzählte auch ich meine Schicksale, meine zweite Reise nach Wien, mein Wohnen in ihren Zimmern, u. immer leiser, immer schüchterner, den

Fund der Bohne, meine Heimkehr in die Vaterstadt, die Geschichte des gestrigen Abends. Dann schwieg ich. Aufzusehen wagte ich nicht. Ich wühlte mit den Fuß im Sande. Josephinens Schweigen dauerte lange.

Endlich war mir's, als hörte ich schluchzen. Ich sah auf. Sie hatte ihr Gesicht in's Schnupftuch verhüllt. Mit zitternder Stimme fragte ich: „Um Gotteswillen, Fräulein, war Ihnen meine Aufrichtigkeit unangenehm?"

Sie ließ das Schnupftuch fallen, und sah mich mit verweinten Augen lächelnd an. „Ist das Alles Wahrheit?" fragte sie nach einer Pause. Ich riß die Schnur mit der Bohne von meinem Halse, und hielt sie ihr dar mit den Worten: „Die zeugt für mich."

Sie nahm die Schnur, wie aus Neugier, um die goldene Einfassung zu betrachten. Sie weinte heftiger. Da lehnte sie sich auf meinen Arm, legte ihre Stirn auf meine Achseln und sagte: „Ich glaube an eine Vorsehung, Walter!"

Da schloß ich meine Arme um das himmlische Geschöpf, und rief: „O könnte ich jetzt sterben!"—Sie sah erschrocken zu mir auf.

Die Stimmen der Kommenden zwischen den Gebüschen der kleinen englischen Anlage mahnten uns, ihnen entgegenzugehen. Josephine hatte noch die Schnur mit der Bohne in der Hand, als wir vor ihren Aeltern standen. Der Oberstlieutenant sah es, und lachte laut auf.—Josephine verbarg ihr schönes Antlitz an der Brust der zärtlichen Mutter—doch wozu noch die Worte alle? Sie wissen ja, daß Josephine meine Gattin ist; ich wollte Ihnen nur den Roman meiner Liebe erzählen.

Napoleon als Brautvater.

1.

Die Morgenglocke schlug drei Uhr. Alle Fenster in den Zimmern der Tuilerien, die Napoleon bewohnte, waren erleuchtet, denn der Kaiser hatte die ganze Nacht mit seinen Adjutanten und Sekretären gearbeitet. Nicht zufrieden mit seiner rastlosen Thätigkeit bei Tage, nahm er auch die stille Nachtzeit zu seinen mannichfaltigen Geschäften in Anspruch. In einem rothseidenen Schlafrock, ein buntes Seidentuch nach Art eines Turbans um sein Haupt geschlungen, ging der große Mann in der weiten Zimmerreihe auf und ab, mehreren zugleich diktirend, bald Diesem, bald Jenem nachsehend, ihn berichtigend. So eben entließ er die Sekretäre, auch er wollte jetzt die Ruhe suchen, als ihm plötzlich noch etwas beifiel. Schnell rief er einen Sekretär des Kriegsministeriums zurück und sagte ihm:

„Für Sie, Corneille, habe ich noch einen besondern Auftrag. Unter denen, die mit meiner Regierung, meinen Handlungen, mit Allem, was ich thue, überhaupt damit, daß ich auf dem Throne sitze, unzufrieden sind, ist auch der Lieutenant Armand vom 6ten Chasseur-Regiment, noch ist er nicht in Untersuchung, aber er ist reif dafür. Ich werde die Unzufriedenen zu fassen wissen, Corneille! Sie fertigen morgen, oder nein, wir sind schon über 12 Uhr, Sie fertigen heute den Befehl aus, der Lieutenant Armand bis auf Weiteres seiner Dienstpflichten suspendirt, und ihm zugleich verbietet, die Stadtgrenzen von Paris zu verlassen, da er der Theilnahme an einem Complott gegen die bestehende Regierung höchst verdächtig ist. Diese Ordre unterzeichnet Ihr Chef und bis heute Mittag muß sie in Armand's Händen sein.—Schlafen Sie wohl, Corneille!"

2.

Am Abend dieses Tages, an dem sich ein so

stürmisches Gewitter über des Lieutenants Armand Haupte zusammengezogen hatte, saßen in einem bescheidenen Hause der Rue de Richelieu zwei Damen bei einer weiblichen Arbeit. Die eine, etwa 40 Jahre alt, mochte wohl die Mutter der andern sein, die kaum 17 zählte.

Auf dem wunderlieblichen Gesichtchen der letzteren, dessen Züge nur für die Heiterkeit und Freude geschaffen schienen, lag eben jetzt ein düsterer Schatten des Unmuths, der uns auf irgend einen Gegenstand schließen läßt, der das holde Mädchen in diese Stimmung versetzte Und so war es auch. Nach einer Pause, in der sie sinnend vor sich niedergeblickt hatte, sprach sie endlich:

„Wo doch Armand so lange bleiben mag, er versprach doch so fest, heute Abend hier zu sein. Dienstgeschäfte sind es nicht, das weiß ich gewiß, die ihn abhalten,—ach! vielleicht ist es Gleichgültigkeit! Ueberhaupt ist er seit ein Paar Wochen nicht mehr der Alte, früher so heiter, ist er jetzt immer düster, und wenn er hier ist, muß man Alles aus ihm herauspressen."

„Ei! wie ungerecht, Antonie," sprach die ältere Dame, „wie kannst du wissen, was Armand bekümmert, oder vielmehr, wie magst du dich wundern, daß er nicht so unbefangen heiter wie sonst ist, da du doch weißt, daß es sich jetzt eben wieder darum handelt, ob er, der es schon so lange verdient hätte, einmal befördert wird. Wer weiß, vielleicht rührt sein heutiges langes, auch mir etwas auffallendes Ausbeiben daher, daß er seinen Zweck endlich erreicht hat, und nun sogleich durch die ersten Geschäfte seines neuen Dienstes in Anspruch genommen ist."

„Ach, wenn das wäre," flüsterte erröthend das schöne Kind, wie froh wäre ich da! Aber Mutter hören sie nicht Tritte auf dem Trottoir? Es ist sein Gang,—ja er ist's!"

Und es war auch so; die Liebe hatte recht gehört. Die Thüre ging auf und Lieutenant Armand trat ein.

Es ist Zeit, unsere Leser mit dem Namen und den Verhältnissen der kleinen Familie bekannt zu machen, in die wir sie eingeführt haben, und obgleich wir nur ganz Gewöhnliches zu erzählen haben, so ist dasselbe zur besseren Verständniß des Ganzen doch nothwendig zu erwähnen.

Frau von des Valettes war die Wittwe eines in den Revolutionskriegen gefallenen Obersten. Obwohl nicht ganz unbemittelt, lebte sie mit ihrer einzigen Tochter Antonie doch sehr zurückgezogen und beinahe eingeschränkt, indem ihre Neigung sie mehr zu einem stillen, als dem geräuschvollen Weltleben hinzog. Ihre Tochter war Hoffräulein der Kaiserin Josephine, und von dieser wegen ihres sanften, liebenswürdigen Wesens sehr geliebt.

Was Lieutenant Armand und sein Verhältniß zu diesen Damen betraf, so wissen wir schon, welcher Art dasselbe war. Er war ein ziemlich naher Anverwandter der Frau von des Valettes und hatte als solcher seit seiner Rückkehr aus dem Felde natürlich freien Zutritt in's Haus, welche Erlaubniß er auch sehr fleißig benutzte; denn da Armand Soldat der siegreichen Armee war, so war sein Sieg auch hier sehr natürlich. Allzutief hatte er in die schönen lieben Augen seines reizenden Bäschens geschaut, und Frau des Valettes, da sie Armand als einen braven jungen Mann kannte, segnete diese auch von Antonien herzlich erwiederte Liebe, nur wollte sie auch das äußere Glück ihrer geliebten Tochter etwas fester als auf die gar leicht zu ergründende Tiefe einer Lieutenants-Gage gestützt wissen, und bat daher Armand, sich, ehe er seinen Bund mit Antonien durch die Kirche segnen lasse, vorher des Capitäns Patent zu verschaffen. Eben damit nun war Armand gegenwartig eifrigst beschäftigt, als plötzlich die kaiserliche Ordre ihn aus all' seiner geträumten Seligkeit herausriß.

Traurig und niedergeschlagen saß er bei den beiden Damen; noch wußten sie nichts von dem harten Schlage, der ihn betroffen hatte, indem er es nicht über sich bringen konnte, durch seine Erzählung auch sie, besonders Antonien so sehr niederzuschlagen, und sie es nicht wagten, ihn zu fragen, da sie auf seinem Geschichte lasen, daß ihm Etwas sehr Unangenehmes begegnet sein mußte. Endlich fragte Antonie, indem sie schüchtern die Blicke zu ihm erhob:

„Nun, Armand, warum so düster? so unmuthig? Jetzt, da Sie dem Ziele Ihrer und mei-

ner Wünsche so nahe sind, sollten Sie ja vielmehr freudig und heiter sein. Oder wie? Haben Sie Nachrichten, hat Sie der Kaiser wieder übergangen? Sind Sie wieder nicht Hauptmann geworden?"

„Ja, wahrhaftig Hauptmann!" lachte Armand bitter, „den Anschein hat es, allen Anschein! Wer weiß, vielleicht sitze ich morgen schon in Vincennes, und werde übermorgen zum Lohne meiner Dienste erschossen. So belohnt der Kaiser meine Anhänglichkeit an ihn! Heute erhalte ich die Ordre, daß ich von meinem Dienste suspendirt bin, und zugleich wird mir verboten, die Barrieren von Paris zu verlassen, da ich eines Complotts gegen Napoleon verdächtig wäre. Ha! ich ein Verräther! Ich complottiren gegen den Mann, dessen siegreichen Fahnen ich nun schon seit sechs Jahren folge, den ich stets wie einen Gott verehrte! — Zwar allerdings, er hätte schon mehr für mich thun können; ich bin 22 Jahre alt und habe mich so gut gehalten, als jeder von den Andern, die in diesem Alter schon Majors und mit dem Kreuze der Ehrenlegion geziert sind; aber dennoch! sollte ich deshalb ein Verräther sein?—Ich habe in sieben Schlachten für meinen Kaiser geblutet und ich sollte den Elenden machen, der ihn verräth?"

Traurig und aufgeregt ergriff der junge Mann nach diesen Worten seinen Hut und ging, indem er die beiden Damen in einer völligen Betäubung zurückließ, denn so etwas hatten sie nicht erwartet.

Ohne zu wissen warum und wohin, rannte Armand mechanisch in den Straßen von Paris umher, und trat eben so mechanisch endlich in ein sehr besuchtes Caffeehaus auf dem Boulevard. Auch heute waren die Salons angefüllt von einer Masse Besucher des verschiedensten Standes und Alters. Glänzende schimmernde Uniformen bildeten einen schönen Contrast mit den einfachen dunkeln Civilröcken.

Hier sprachen junge Officiere von dem nächst in Aussicht stehenden Kriege mit Oestreich; dort erzählte ein alter Garde-Oberst seinen aufmerksamen Zuhörern von Egyptens Pyramidenschlacht und dem vielfach Mannichfaltigen, das er schon erfahren, seit er den Fahnen des geliebten, hochverehrten Imperators folgte. Armand, dem es in seiner gegenwärtigen Stimmung eben nicht sehr um Gesellschaft zu thun war, setzte sich an ein einsam stehendes Tischchen, seinen Punsch schlürfend. Aber nicht lange blieb er ungestört. Ein kleiner Mann, tief in seinen Mantel gehüllt, den Hut weit in's Gesicht gedrückt, setzte sich neben ihn und sagte endlich, nachdem er auf verschiedene Versuche ein Gespräch anzuknüpfen, immer nur ein einsylbiges „Ja" oder „Nein" zur Antwort erhalten hatte.

„Sie scheinen sehr verstimmt, mein Herr! durch Ihre Kleidung beurkunden Sie einen Officier der Armee, und ich dächte, die hätten am wenigsten Ursache, unzufrieden zu sein, denn ihr Wunsch, der immer und ewig Krieg und wieder Krieg heißt, wird von dem Manne, den wir jetzt Kaiser nennen, nur allzuvorkommend erfüllt!"

„Ich weiß nicht, mein Herr," entgegnete Armand mißmuthig, was Sie um mich so sehr bekümmern heißt, aber für die Ehre, mich einen Officier zu nennen, muß ich leider danken."

„Wie? So wären Sie entlassen?" entgegnete der Kleine, „und warum, wenn ich fragen darf?"

„Der Kaiser beliebte mich unter die ihm Unzufriedenen, Verschworenen zu zählen, und mich meiner Dienste zu suspendiren," erwiederte Armand, „zwar glaubte ich bis jetzt, treugeleistete Dienste könnten einen Mann vor solchem Verdacht bewahren, doch jetzt sehe ich, daß Seine Majestät es anders zu halten beliebt."

„Ha! bei Gott," sagte der Kleine und leerte behaglich seine Tasse Kaffee, „was richtet doch dieser verdammte Bonaparte noch an, wie listig schwang er sich auf den Thron, wie schön wußte er seine Soldaten für sich einzunehmen, und jetzt müssen eben die armen Teufel des nun zum tyrannischen Gebieter gewordenen ehemaligen Cameraden Laune fühlen, und die für ihn ihr Blut vergossen, steckt er jetzt in Gefängnisse und Festungen oder läßt sie gar erschießen. Ja, ja, so geht's, wenn man sich von einem Betrüger überraspeln läßt; aber nur gemach, es dauert nicht mehr lange mit diesem Abentheurer, das nächste Neujahr sieht Frankreich frei!"

„Tod und Teufel, Herr! Was unterstehen Sie sich da, mir zu sagen?“ brach Armand los, glauben Sie, weil der elende Fouche mich als Verräther beim Kaiser ausgab, werde ich jetzt wirklich einer? Ha! und Napoleon mag mit mir thun, was er will, immer verehre ich ihn als den größten Mann aller Zeiten, und werde Leute wie Ihresgleichen in ihre Schranken zurückweisen.“

„Oho!“ lachte der im Mantel, „nur nicht so hitzig, der kleine Bonaparte ist, ich sage es zum zweitenmale, nichts mehr und nichts weniger, als ein betrügerischer Abenteurer, dessen Reich bald wie eine Seifenblase zusammenfallen wird!“

„Herr! bestimmen Sie Ort, Zeit und Waffen!“ rief jetzt der Ex-Lieutenant in der höchsten Wuth, aber indem er es rief, wurde die übrige Gesellschaft auf die Beiden aufmerksam, drängte sich um sie und der Kleine fand dadurch Gelegenheit zu entkommen.

3.

An dem auf diese Nacht folgenden Morgen kam Napoleon, der Kaiser der Franzosen, in den Audienzsaal der Tuilerien, umgeben von seinen Ministern, seinen Marschällen und Generälen. Jeden Bericht hörte er an, indem er seine kurzen, prompten Antworten gab. Alle hatten sich entfernt, nur Fouche war noch übrig, der Polizeiminister von Paris, dessen Rapporte den Kaiser immer sehr interessirten. In einem Fenster lehnte Murat, der tapfere, muthige Reiter-General, in einigen Papieren lesend.

„Nun Fouche,“ hob der Kaiser an, als dieser seinen Rapport geendet, „und weiter wissen Sie nichts?“

Und als dieser verneinte, fuhr er fort:

„Ha, es ist um toll zu werden, ungeheure Summen stelle ich jährlich zu Ihrer Disposition, um Alles zu erfahren, was in Paris vorgeht und Sie stecken's ein und lassen mich warten. Ich selbst muß in den Caffees von Paris herumlaufen, wenn ich etwas erfahren will. Gestern Abend bei Tripoletti treffe ich den Lieutenant Armand, über den ich neulich mit Ihnen gesprochen, lasse mich mit ihm in ein Gespräch ein und der Mensch erlaubt sich Sticheleien gegen mich wegen seiner Dimission. Das ist ein gefährlicher Mensch, man verräth mich, man sucht meine Kinder, meine Soldaten zu verführen; das ist abscheulich, ich überschütte mit Wohlthaten und zum Lohne schleift man Dolche gegen mich; ich werde ein Exempel statuiren. Ich bezahle jährlich Leute mit schwerem Geld, um Alles zu wissen, und zu hören, und diese sind zu faul, ich muß selbst gehen, wenn ich wissen will, wie es steht. Gehen Sie Fouche und sorgen dafür, daß dieser Rädelsführer, dieser, wie nennt sich der Mensch, Armand heute Mittag 2 Uhr verhaftet vor mir stehe. Sie werden die Güte haben, diesen meinen Willen genau zu vollziehen.“

Fouche ging und erwiederte im Vorzimmer dem Fürsten Talleyrand, der ihn fragte, warum der Kaiser so heftig wäre:

„Gestern Abend lief er verkleidet in den Kaffees und sonstigen öffentlichen Orten umher, bei Tripoletti traf er einen entlassenen Officier, gegen diesen schimpft er über sich selbst, um ihn zu prüfen, dieser fordert ihn heraus und er wäre erkannt worden, wenn nicht meine Spione schnell beide umringt und ihm Gelegenheit gegeben hätten, zu entrinnen. Darüber nun, daß er bei der Sache in Unannehmlichkeit gerathen, ist er ärgerlich.“

Talleyrand lachte, und trat beim Kaiser ein.

4.

Es war nahe an 2 Uhr Nachmittags, als Armand abermals uns jenes schon bekannte Haus in der Rue de Richelieu besuchte, um nun, da sowohl bei ihm, als auch wahrscheinlich der Frau von de Valette und Antonien die erste Aufregung ruhigerm Gefühle Platz gemacht hatte, leidenschaftslos mit ihnen über seine Verhältnisse zu sprechen und zu berathen. Aber kaum hatte er angefangen, als ein Officier der Polizei nebst einem Adjutanten des Kaisers gemeldet wurde, die den Lieutenant zu sprechen wünschten. In großer Spannung, was wohl dieser Besuch zu bedeuten haben möchte, ließ dieser die Herrn ersuchen, einzutreten. Es geschah und nachdem die Officiere den Damen ihre Achtung bezeugt hatten, kündigten sie Armand an, daß sie den Auftrag hätten, ihn nach den Tuilerien zu begleiten, seine Papiere wären

versiegelt und er möchte die Güte haben, ihnen zu folgen. Sie fügten bei, dieser Auftrag wäre ihnen sehr unangenehm, aber er müsse vollzogen werden. Auch Armand, obwohl höchlich erstaunt über diese neue ungünstige Verfügung, sah recht wohl ein, daß hier nichts zu thun sei, als zu folgen und ging daher mit den Officiren weg, nachdem er die beinahe verzweifelnde Antonie getröstet hatte. Kaum gelang es der Mutter, die Tochter ein wenig zu beruhigen, denn auch sie konnte sich nicht verhehlen, daß Armand in bedeutender Gefahr schwebe. Der Kaiser war gegenwärtig übler Laune, davon zeugten die täglichen Verhaftungen. Beide beschlossen, daß Antonie heute Abend, wo sie einer Abendgesellschaft der Kaiserin Josephine beizuwohnen hatte, diese um ihre Verwendung bitte.

5.

In seiner einfachen Uniform, mit über den Rücken gelegten Händen, ging Napoleon in seinen Gemächern auf und ab, als der diensthuende Adjutant, General Rapp, den Lieutenant Armand meldete. Mag sogleich eintreten, sprach er und Armand trat in den Saal. Der Kaiser stand in der vorigen Stellung ziemlich entfernt von der Thüre, in deren Nähe der Lieutenant stehen blieb. Armand machte seine Honeurs.

Ohne eine Bewegung sah ihn Napoleon mehrere Minuten lang starr mit sehr ernsthaftem Blicke an, als wenn er sein Herz durchschauen wollte. Armand ertrug ruhig diesen Blick, kein Schuldiger konnte es. Napoleon wußte dieß recht wohl und seine Züge wurden milder.

„Sie heißen Armand?" sprach er und als jener bejahte: „wie lange dienen Sie?"

„Sechs Jahre, Sire!"

„Wissen Sie, warum ich Sie zu mir bescheiden ließ?"

„Nein, Sire!"

„So? nicht? nun ja, so muß ich Ihnen sagen, weil Sie gegen mich complottirten. Kennen Sie die Strafe, die einem Solchen gebührt?"

„Der Tod, Sire!" entgegnete Armand fest, „aber nie habe ich gegen Sie conspirirt, nie die leiseste Unzufriedenheit mit Ihren Anordnungen und Befehlen geäußert. Wenn es nicht wider die Bescheidenheit wäre, wenn es mir nicht falsch ausgelegt werden könnte, so würde ich sagen, daß ich vielmehr stets ein enthusiasmirter Bewunderer Ew. Majestät gewesen bin und immer meine Pflichten gethan habe."

„So?" fragte Napoleon scharf und stellte sich dicht vor Armand, was mußte ich gestern, wo? werden Sie sich erinnern, selbst von Ihnen hören? Keine Unzufriedenheit?"

„Sire," sprach Armand, dem jetzt ein Licht aufging, „Sie wissen, was mir gestern bei Tripoletti begegnete; wenn Sie vielleicht selbst jener Unbekannte waren, so wissen Sie meine Gedanken recht gut, und meine Heftigkeit werden Sie sicher entschuldigen."

Ueber Napoleons bis jetzt unbeweglich gebliebenes Gesicht glitt jener Zug, von dem man nicht wußte, war es das Lächeln der Zufriedenheit oder des Zornes, er schien etwas verlegen, fixirte Armand nochmals scharf, griff dann nach der Klingel und General Rapp trat ein.

„Kennen Sie diesen jungen Mann?" sprach der Kaiser zu ihm.

„Ja, Sire, und zwar von der besten Seite; besonders bei Jena hatte ich Gelegenheit, des Lieutenants Entschlossenheit zu bewundern. Auch sonst ist er mir als tüchtiger Soldat bekannt."

„Nun gut," erwiederte Napoleon streng, „nehmen Sie ihn mit sich und sorgen Sie dafür, daß er nicht entkommt, Sie bürgen für ihn. Seine Sache soll untersucht und ihm Recht werden."

6.

Die Gesellschaft bei der Kaiserin Josephine ging zu Ende. Die Damen entfernten sich. Antonie von des Valettes bat noch um ein kurzes Gehör. Freundlich führte sie die hohe Frau in ihr Cabinet und hörte sie an. Eben als sie das Mädchen trösten, ihr ihre Verwendung beim Kaiser zusagen wollte, hörte man Napoleons Tritte. „Sprechen Sie gleich selbst mit ihm," sagte Josephine.

Die Thüre flog auf und Napoleon trat ein.

„Ah! Sie hier, Fräulein von des Valettes? Aber warum verweinte Augen, was gibt es?"

„Ach, Sire," sprach Antonie, „der Lieutenant Armand—

„Nennen Sie mir diesen Namen nicht," erwiederte der Kaiser rasch, mit ganz verändertem Tone, „ich bedauere, daß Sie mit ihm näher alliirt sind. Ich errathe, was Sie wünschen, aber ich protegire Verräther nicht, ich lasse dem Gesetz seinen Lauf, was das Kriegsgericht entscheidet, geschieht, es muß ein Exempel statuirt werden; ich muß mich sicher stellen!"

„Aber Sire, Armand ist kein Verräther, er ist ihnen treu, ich weiß es gewiß, er gibt mit Freuden sein Leben für Sie!"

„So sprechen Sie, weil Sie ihn lieben, ich aber weiß, er ist unter den gegen mich Verschworenen."

„Nein, Sire, er ist es nicht; schon seit 6 Jahren folgt er Ihren Fahnen, bietet täglich sein Leben der Gefahr preis, er ist gewiß Ihr wärmster Anhänger, ach üben Sie das Recht, Sire! Lassen Sie Armand frei!"

Aber Napoleon blieb unbeweglich. „Das verstehen Sie nicht mein Kind," sprach er, „stehen Sie auf und beruhigen Sie Sich — ein Verräther ist Ihrer Liebe nicht werth!"

Antonie schwieg eine Zeitlang, endlich begann sie nochmals dem Kaiser Alles zu sagen, was ihre Ueberredungsgabe ihr eingab; auch Josephine vereinigte ihre Bitten mit den ihren, indem sie ein Mittel anwandte, womit sie ihren Gemahl öfters besänftigte. Sie umfaßte ihn mit der linken Hand, indem sie mit der rechten ihm in seinem Haare krabbelte. Da sprach der Kaiser: Wohlan, Fräulein von des Valettes, ein Mittel giebt es, Ihren Geliebten zu retten, wenn Sie thun, was ich will! Aber schnell, ich habe nicht lange Zeit. Von der höchsten Angst übermannt, versprach's Antonie. Gut, sagte Napoleon, ich bin sogleich wieder hier und ging. Was indessen in Antoniens Gemüth vorging, wollen wir nicht beschreiben. Es gelang der zarten Theilnahme Josephinens nicht, sie zu beruhigen. Da kam der Kaiser zurück und sprach: „Mein Adjutant, der Garderittmeister, Graf Armand von Laron wünscht Sie zu heirathen—heute noch verbinden sie sich mit ihm und Armand ist frei." Es wäre schwer, zu schildern, welchen Eindruck dieß auf des Mädchens Herz machte. Der Kampf zwischen Liebe und grenzenloser Angst! Napoleon betrachtete sie scharf und sprach endlich: „Wie Sie wollen Mademoiselle, Sie sollen nicht gezwungen werden, Sie wissen, Sie kennen den Vertrag." Da siegte die ungeheure Angst um des Geliebten Leben. Josephine, die den Kaiser kannte, sprach ihr Muth ein und kaum hörbar erwiederte sie: „ich bin zu Allem bereit." „Schön" sprach Napoleon, „hier ist der Heirathscontract. Sie unterschreiben ihn zuerst, damit der Bräutigam nicht Gefahr läuft, wenn er unterschrieben hat, noch von Ihnen im Stiche gelassen zu werden; er wird sogleich erscheinen." Zitternd unterschrieb Antonie, sie las ihn nicht. Da öffnete Napoleon die Thüre und hereintrat, nebst Priester und Notar—Armand in glänzender Garde-Uniform, mit dem Grafentitel geehrt. „Hier," sprach Napoleon, „nehmen Sie ihn, er ist kein Verräther, ich habe ihm seine Leiden, denke ich, vergütet. Sie haben keinen Vater mehr Antonie, er starb für Frankreich, ich weiß es, ich bin Ihr Brautvater, das Gut Laron, nach dem Ihr Bräutigam sich nennt, ist Ihre Ausstattung, leben Sie glücklich mit ihm."

„Und Sie, Herr Adjutant, Sie sind der einzige meiner Adjutanten, der das Kreuz der Ehrenlegion nicht hat, das gewinnen Sie nur auf dem Schlachtfeld. Machen Sie Ihre Flitterwochen kurz, ich gebe Ihnen nicht lange Zeit. Oesterreich fordert mich heraus. Bleiben Sie mir treu." Und noch in derselben Stunde wurde die Vermählung des glücklichen Paares in den kaiserlichen Gemächern vollzogen.

Alamontade, der Galeeren-Sklave.

Von Heinrich Zschokke.

1.

Ein kleines Dorf in Languedoc war meine Heimath, und der Ort meiner Geburt, erzählte Alamontade dem Abbé Dillon, der ihn als Tröster und Freund in den letzten Tagen seines Lebens besuchte. Ich verlor meine Mutter sehr früh. Mein Vater, ein armer Bauer, konnte, aller seiner Sparsamkeit ungeachtet, wenig an meine Erziehung wenden. Doch war er bei weitem nicht der Aermste im Dorfe. Aber, außer dem Zehnten von seinen Weingärten, Oelbäumen und Aeckern, mußte er vom Uebrigen seines mühseligen Gewinns den vierten Theil an Steuern und Auflagen hingeben. Unsere alltägliche Nahrung war Suppe mit schwarzem Brod und Rüben.

Mein Vater versank in Noth. Dies kränkte ihn sehr. „O Colas," sagte er mehr als einmal zu mir in schmerzlichem Ton, indem er die Hand auf mein Haupt legte: „meine Hoffnung geht zu Grunde. Ich werde im Schweiße des Angesichts dennoch keinen schuldenfreien Sarg gewinnen. Wie will ich nun das Wort halten, so ich deiner Mutter mit dem letzten Kuß auf ihrem Todtenbette gab? Ich versprach ihr so heilig, dich zur Schule zu halten, und aus dir einen Geistlichen zu machen. Du wirst ein Taglöhner werden, und Fremden dienen."

Dann tröstete ich wohl den guten, alten Mann, wie ich's konnte. Aber mein kindlicher Trost, beugte ihn nur tiefer. Er ward kränklicher u. ahnete das Annahen seiner letzten Tage. Oft sah er mich gerührt an, mit Kummer um meine Zukunft; u. die bittere Thräne der Hoffnungslosigkeit netzte seine Augen. Ich verließ, wenn ich's sah, mein Spiel. Ich sprang zu ihm hinan. Denn ich konnt' es nicht ertragen, ihn weinend zu sehen. Ich umklammerte seinen Hals, küßte ihm die Thränen von den Wimpern, und rief schluchzend: „O mein Vater, weine doch nicht."

Welch ein glückliches Volk könnte jene Gegenden bewohnen, wo der fruchtbare Boden dem Landmann alljährlich zwei Aernten gibt, u. Oliven u. Trauben am warmen Sonnenstrahl im Ueberfluß reifen! Aber über die blühende Erde schleicht ein erdrücktes Menschengeschlecht; es gibt die Frucht seiner Noth und Mühe den schwelgenden Bischöfen, die für die Leiden hienieden ihm eines künftigen Lebens ewige Lust verheißen; gibt seinen Erwerb den Edelleuten und Fürsten, welche dafür das Land mit Weisheit und Güte regieren wollen. Ein Gastmahl am königlichen Hofe verschlingt die Jahrfrucht einer Provinz, was unter Millionen Seufzern, und unter Millionen Schweißtropfen dem Schooß der Erde entrungen ward.

Ich war achtzehn Jahr alt, da starb mein Vater. Es war ein heiterer Abend, die Sonne nah' am Untergang. Mein Vater saß vor der Hütte, im Schatten des Kastanienbaums. Er wollte noch einmal den Anblick einer Welt genießen, die ihm unter allen Leiden lieb geworden war. Ich kam vom Felde. Er war sehr matt. Ich ging zu ihm. Er schloß mich in seine Arme. „O mein Sohn!" sagte er: „Jetzt ist mir wohl. Mein Feuerabend kommt, ich gehe zur Ruhe. Doch werd' ich dich nicht vergessen. Ich werde vor Gott stehen, mit deiner Mutter; wir wollen über den Sternen für dich beten. Denk' an uns, und sei der Tugend treu bis in den Tod! wir wollen für dich beten. — Gott sorget für dich. — Und weine nicht. — Denn hast du einst dein Tagwerk geendet, so wird auch deine Feierstunde schlagen. Dann findest du uns droben wieder, mich und deine Mutter. Ach! Colas, wie sehnsuchtsvoll wollen wir dich dort erwarten, und wie wohl wirds thun, wenn die drei seligen Herzen der Aeltern und des Kindes an einander schlagen vor Gottes Thron!"

Der letzte Sonnenstrahl erblich an den Gebirgsgipfeln; die Welt sank in falben Dämmerungen unter. Der Geist meines Vaters war von der gebrechlichen Hülle des Körpers frei. Die theuern Ueberreste desselben lagen in meinen Armen.

2.

Der treue Knecht—sein Name ist mir entfallen—welcher mich zum Etienne, meiner Mutter Bruder in Nismes, bringen sollte, nach dem letzten Willen meines Vaters, hielt mich an der Hand, als wir durch die dunkeln engen Strassen der Stadt Nismes gingen. Ich zitterte. Ein unwillkürlicher Schauder faßte meine Seele.

„Du bebst, Colas?" sagte der Knecht: „Du siehst blaß und finster. Ist dir nicht wohl?"

„Ach!" rief ich: „Bringe mich nicht hierher in dieses schwarze, steinerne Labyrinth. Mir ist so bange, als sollt' ich hier sterben. Laß mich taglöhnern in der grünen, freien Heimath. Sieh' doch diese Mauern, sie stehen wie Kerkerwände; und diese Menschen, sie sind so irre, so düster, als wären sie Verbrecher."

„Dein Oheim, der Müller," antwortete er, „wohnt nicht in dieser Stadt; sein Haus ist vor dem Karmeliterthore, im Freien und Grünen."

Man glaubt der Seele ein geheimes Vermögen an, ihre künftigen Schicksale zu ahnen. Als ich ein Genosse des entsetzlichen Unglücks wurde, dessen Geschichte alle gefühlvollen Herzen der gebildeten Welt erschüttert hat, erinnert' ich mich jener ersten, bangen Beklemmung, die ich in den Straßen des traurigen Nismes empfand, beim Eintritt in die Stadt, und nahm sie für eine Vorbedeutung. Auch der aufgeklärteste Mann mag sich nicht von abergläubiger Frucht loswinden, wenn seine verzweifelnde Hoffnung vergebens in der Finsterniß nach Rettung umherfühlt.

Der Eindruck, welcher Nismes auf mich gemacht hatte, blieb mir beständig. Gewöhnt, in der freien Natur und mit ihr zu leben, einsam und einfältig, schreckte mich das rege Menschengetümmel der arbeitsamen Stadt. Meine Mutter hatte mich unter den Zweigen des Oelbaums gewiegt, und in der grünen, heitern Dämmerung der Kastanienhaine hatte ich meine Kindheit verträumt. Wie mocht' ich's in den engen dumpfen Mauern ertragen, wo nur der Gelddurst die Menschen zusammenführt? In der Einsamkeit sterben die Leidenschaften ab; das Herz nimmt die Stille der landschaftlichen Umgebung an. Darum machte mich der erste Anblick so vieler Menschengesichter beben, in denen der Zorn und die Sorge, der Stolz und der Geiz, die Schwelgerei und der Neid ihre Merkmale zurückgelassen, die derjenige nicht mehr wahrnimmt, der sie alltäglich sieht.

Vor dem Kameliterthor war das Haus meines Oheims und daneben seine Mühle. Der Knecht wies mit der Hand auf das artige Gebäu, und sprach: „Herr Etienne ist ein reicher Mann, aber leider— —"

„Und was denn leider?"

„Ein Kalvinist, wie die Leute sagen."

Ich verstand ihn nicht. Wir traten in das schöne Gebäu. Meine Angst verflog beim Eintritt. Ein stiller, liebreicher Geist sprach mich aus Allem an, was ich erblickte, und mir ward wohl, wie in der Heimath.

In dem saubern Zimmer voller Einfalt und Ordnung saß die Mutter am Tisch, von drei blühenden Töchtern umgeben, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Ein zweijähriger Knabe saß auf dem Schooße der Mutter spielend. Güte und Ruhe wohnte in jedem Angesicht. Sie schwiegen Alle und schlugen die Augen zu mir auf. Mein Oheim stand am Fenster und las in einem Buche. Schon waren seine Locken grau, eine jugendliche Heiterkeit aber glänzte aus seinen Blicken. Seine Mienen waren die Mienen der Frömmigkeit.

Der Knecht sprach zu ihm: „Dieser ist Euer Neffe Colas, Herr Etienne. Denn sein Vater, Euer Schwestermann, ist gestorben, und in Armuth. Darum befahl er mir, Euch seinen Sohn zu bringen, daß Ihr sein Vater sein möget."

„Sei wir willkommen und gesegnet, Colas!" sagte Herr Etienne, indem er seine Hand auf mein Haupt legte: „Ich will dein Vater sein."

Dann stand die Frau auf, und reichte mir die Hand und sprach: „Ich will deine Mutter sein."

Diese Güte bewegte mein Herz. Ich weinte und küßte die Hand des neuen Vaters und der neuen Mutter, ohne ein Wort sprechen zu können. Da umringten mich die drei Töchter, und sagten: „Weine nicht, Colas, wir sind deine Schwestern!"

Von dieser Stunde an war ich eingewohnt in der neuen Heimath, als wär' ich nie Fremdling darin gewesen. Ich glaubte in einer Familie stiller Engel zu wohnen, von denen mir oft mein Vater erzählt hatte. Ich ward so fromm, wie sie Alle, und ward doch nie der Frömmste.

Ich wurde zur Schule gehalten. Nach einem halben Jahre trat Herr Etienne zu mir, und sagte mit freundlichem Blick: „Colas, du bist arm, aber Gott hat dich mit schönen Anlagen gesegnet. Deine Lehrer rühmen mir deinen Fleiß und wie du die Mitschüler alle im Erlernen wunderbarlich übertriffst. Darum hab' ich beschlossen, du sollst den Wissenschaften obliegen, und ein Gelehrter werden. Hast du in Nismes deine Lehrjahre vollbracht, so sende ich dich auf die hohe Schule von Montpellier. Du sollst die Rechte studieren, so kannst du ein Vertheidiger unserer unterdrückten Kirche werden. Ich sehe in dir ein Werkzeug Gottes zu unserer Rettung und zur Beschirmung des evangelischen Glaubens gegen die Grausamkeit und Gewalt der Papisten."

Herr Etienne war ein heimlicher Protestant, wie mit ihm einige Tausend in Nismes, und in den umliegenden Gegenden. Er weihete mich in seinen Glauben ein. Die Protestanten waren arbeitsame, ruhige, wohlthätige Bürger; aber der Groll des Volkes und die Wuth der Mönche verfolgten die Unglücklichen bis in das Innerste ihrer Wohnungen. Sie lebten in ewiger Furcht; doch diese unterhielt das Feuer der Frömmigkeit um so reger in Aller Herzen. Gezwungen und zum Schein besuchten wir die Kirchen der Katholiken, feierten ihre Festtage, und hielten die Bilder ihrer Heiligen in unsern Zimmern. Allein weder diese Nachgiebigkeit, noch die werkthätige Frömmigkeit der Verfolgten söhnte den Haß der Verfolger aus.

3.

Schwebend zwischen zweierlei Kirchen, deren eine ich öffentlich, die andere heimlich bekennen mußte, alltäglicher Zeuge des herben Gezänks beider Partheien, und wie Stolz, und Haß und Eigennutz mehr als Einsicht und Frömmigkeit unter den Fahnen der kriegenden Kirchen standen, ward ich, ohne es zu wissen, Heuchler und Zweifler an beiden. Die Gründe, mit welchen jede die streitigen Glaubenslehren der andern angriff, waren durchdachter, feiner und wirksamer, als diejenigen, mit welchen man den angefochtenen Werth vertheidigte. Dies erweckte in mir Argwohn gegen alle Glaubenssätze, nur die nieangefochtenen behielten in mir bleibende Hoheit. — Doch verbarg ich mein Inneres Allen, um nicht Allen ein Gräuel zu sein.

So vereinsamte sich früh mein Geist. In geschäftlosen Stunden war Gott und seine Schöpfung meiner Betrachtung Gegenstand. Der Wahnsinn der Menschen, mit welchem sie sich der wechselnden Meinung willen verfolgten, oder wegen eines Titels ihrer Fürsten bekriegten, ward mir schauerlich. Ich empfand schon früh mein hartes Geschick, unter Wesen zu leben, die in Allem anders, als ich, urtheilten. Ich sah mich von Barbaren oder Halbwilden umringt, noch nicht viel menschlicher, als jene, vor deren Menschenopfern wir erschrecken. Wenn die alten Celten, oder die Wilden der amerikanischen Wüsten am Altare ihrer Götter Menschenopfer schlachten, waren sie entsetzlicher in ihrem Thun, als die Neu-Europäer, wenn sie am Altare ihrer Götter (und Meinungen sind die Götter der Sterblichen) tausend Brüder mit frommem Eifer würgen?

Ich beklagte die Gräuel meines Zeitalters, und sah kein Mittel, die allgemeine Rohheit der Völker verschwinden zu machen. Die thierische Natur der Sterblichen ist überall die obsiegende. Futter, Geschlechtstrieb und Gewaltsucht sind, wie bei jeder Viehgattung, die mächtigsten Reize zum Handeln; die Quellen der Eintracht und Zwietracht, des Steigens und Verfalls der Nationen. Die uneigennützige Tugend, das ewige Recht, und die unvernichtbare Wahrheit sind mehr geahnet, als erkannt und beherzigt. Ihre Namen tönen in den Sälen der Schulen, ohne daß ihr Wesen immer die Lehrer selbst durchdringt. Und wer es mit heiligem Eifer wagen würde, diese zu bekennen, würde bald

das Gelächter der Umstehenden, das Opfer des allgemeinen Wahnsinns werden. Dein Schicksal war es, Jesus Christus, du Einziger, du Erhabener! Dich verkannten deine Feinde, aber noch weit mehr deine Anhänger bis zum heutigen Tag.

Doch allzuverwundend für mich war die finstere Gegenwart. Ich sehnte mich nach dem Edlern und Vollendetern. Im Zeitraume der blühenden Einbildungskraft konnt' es mir nicht fehlen, mir eine schönere Welt zu bauen, in welcher Tugend, Recht und Wahrheit sich umarmten, und die Sinnlichkeit ihre lieblichsten Gefühle hinüberpflanzte.

4.

Die Ruinen des ungeheuren Amphitheaters in Nismes, des alten prächtigen Denkmals der Römergröße, waren mein Lieblingsaufenthalt. Wenn ich durch die hohen Bogengänge zwischen den grauen Pilastern hinwandelte, oder hinabsah über die erhabenen Trümmer von der hohen Attike, dann ward mir, als umarme mich der Geist der majestätischen Vorwelt, und drücke mich klagend an seine Brust.

Hier weilte ich gern, aber nie ohne Wehmuth. Die Ueberbleibsel längst verstorbener Menschengeschlechter wurden mir ein Buch der Geschichte. An dem römischen Prachtwerk haben die Hände mehrerer Völker geflickt. Die beiden halbverfallenen Thürme auf der Attike, öde aufgeschichtete Steinmassen, ohne Geschmack und Kunstsinn, wurden von den Ueberwindern Roms, den Gothen, errichtet. Und die hölzernen Hütten, drunten in der weiten Arena, sind die Wohnungen armer Taglöhner und Fabrikmenschen heutiger Tage. Welch ein Wechsel der Zeiten und ihrer Genossen!

Das Hilfsgeschrei eines weiblichen Geschöpfs hier unter den Schwibbogen schreckte mich eines Abends aus meinen Träumen auf. Es war schon dämmernd in den Hallen. Ich eilte die Stufen hinunter aus dem zweiten Geschoß, und erblickte ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in der Gewalt eines gemeinen Kerls. Der Schall meiner Fußtritte machte den Verbrecher schüchtern. Er verschwand zwischen den Säulen. Ein junges Mädchen mit zerrissenem Haar, saß auf einem Marmorblock, bebend und außer sich.

„Ist Ihnen Leides gethan?" fragte ich.

Sie betastete ihren Kopf. „Es war ein Räuber, mein Herr; er hat mir den Haarschmuck entrissen, einige Steinnadeln von Werth; mehr nicht. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich meiner an. Ich bin fremd hier. Neugier entfernte mich von Mutter und Schwester. Sie erwarten mich draußen. Der Mensch sollte mich zurückführen aus diesem weiten Labyrinth, und er führte mich in diese entlegene Gegend."

Ich bot ihr meinen Arm. Wir traten an's Licht. O Clementine!——

Sie war eine Blüthe von sechszehn Jahren, zart und schön aufgewachsen. Sie schwebte neben mir, wie ein Luftbild. Das Liebliche, Frische, Geistige ihres Angesichts war engelhaft, und ihr Blick voller Unschuld und Liebe drang in das Innerste meiner Seele.

Ich versank in eine angenehme Verwirrung. Nie hatt' ich solch ein Gefühl von Bewunderung und Zutrauen, von unaussprechlicher Neigung und Ehrfurcht gekannt. Ich war 21 Jahre alt geworden, und kannte die Liebe nur aus den Gemälden alter Dichter, und nannte sie eine leidenschaftliche Freundschaft, unwürdig des Mannes. Ach! sie war wohl etwas anderes.

Liebe ist die Poesie der menschlichen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit, und erhebt sie zum Berühren des Geistigen; und der tugendhafte, selbstständige Geist vermählt sich unter dem Zauberhauch der Anmuth dem Irdischen. So ist's wahr, daß die Liebe den Staub vergöttlicht und das Himmlische auf die Erde herableitet.

„Sie sind fremd?" stammelte ich.

„Freilich," antwortete sie, „aber es ist vergebens, daß wir Mutter und Schwester suchen. Wissen Sie das Haus des Herrn Albertas? Dort wohnen wir."

„Ich führe Sie dahin."

Wir wandten um. Welch eine Verwandlung! Die engen, schwarzen Straßen von Nismes waren mir nicht mehr dumpfe Kerkermauern, sondern glänzende Gewölke, und die Menschen zogen wie Schatten hindurch.

Wir sprachen nicht. Wir kamen zum Hause. Man öffnete freudig die Pforte. Die ganze Familie drängte sich herbei, die geliebte Verlorne zu bewillkommen, welche durch ausgeschickte

Diener noch jetzt gesucht ward. Da vernahm ich unter den tausend Liebkosungen den Namen Clementine. Sie dankte mir mit wenigen Worten und erröthend; desgleichen thaten Alle. Ich aber konnte nichts erwiedern. Man fragte um meinen Namen; ich nannte ihn, verbeugte mich und verließ die Gesellschaft.

5.

Oft war ich im Amphitheater, oft führte mich der Weg durch die Straße des Albertas. Ich sah sie nicht wieder. Ihr Bild schwebte vor mir, und irrte umher in meinen Träumen. Ich verlor alle Hoffnung, die schöne Erscheinung je wieder zu sehen; aber nicht meine Sehnsucht.

Die Zeit erschien, als ich auf die hohe Schule gesandt werden sollte nach Montpellier. Herr Etienne wiederholte mir seine Wünsche, und beschwor mich, seine Erwartungen nicht zu betrügen. Im Uebermaß seines Vertrauens zu meinen jungen Kräften sah er in mir den künftigen Schutzengel der protestantischen Kirche in Frankreich.

Er segnete mich. — Die ganze Familie stand weinend um mich her beim Abschiede.— Ich versprach, in allen Feierzeiten nach Nismes zu kommen, und ging, vom Schmerz überwältigt.

Von Nismes bis Montpellier sind acht volle Stunden. Ich wanderte im Schatten der Maulbeerbäume zwischen goldenen Saaten und hellen Weingärten an der Hügelkette entlang, über welche die grauen Sevennen sich erheben. Aber die Luft glühte und der Boden brannte unter mir. Nach drei Stunden sank ich ermüdet nieder am Ufer des Vidourle, im Schatten eines reinlichen Landhauses und seiner Kastanienbäume.

Ich sann über meine Vergangenheit und über meine Zukunft. Ich berechnete, was ich gelebt hatte, und welch ein Zeitraum mir noch, dem gewöhnlichen Maße nach, zu wirken übrig bliebe. Ich fand noch vierzig Jahre, und schauderte vor der Kürze unsrer Tage zum erstenmale. Die Eiche am Gebirge bedarf zu ihrer Entwickelung eines Jahrhunderts, und steht in ihrer Kraft noch ein zweites. Und des Menschen Sein so flüchtig! und warum? Wohin soll er mit der Menge seiner Anlagen? Nicht ein langes, aber reiches Leben ist dem Sterblichen von der Natur verliehen. Der Gedanke beruhigte mich. Nun denn, dacht' ich, vier Jahrzehnte, und dann stehst du, Vollendeter, wo dein Vater steht.

So entschlummerte ich allmälig unter diesen Gedanken. Im Traume war ich Greis, mein Gebein schwerer, mein Haar ergraut. Die tausend feinen Poren des äußern Körpers, durch welche er unspürbar Lebenskraft einsaugt, und sich von den Elementen nährt, waren welk worden. Mit dem verschwindenden Zufluß des Lebensstoffs erlahmte die Kraft der Muskeln, und erhärteten und verschlossen sich die zarten Theile allgemach, welche wir seine Werkzeuge heißen. Ich hörte die Welt nicht mehr, und bald erloschen auch meine Augen. Indem also die Sinne abstarben, mit welchen der Geist im Irdischen anwurzelt, wurden die Gefühle schwächer, alle Vorstellungen matter, und Alles, was durch die sonst so geschäftigen Sinne dem Geist zugeführt war, verlor sich. Ich hatte meinen Leichnam nicht mehr in vollkommener Gewalt, und vergaß die Namen der Dinge und ihren Gebrauch. Menschen fütterten mich und kleideten mich an und aus, und thaten mit mir, wie man mit Kindern thut. Ich konnte noch sprechen, aber die Worte waren mir oft entfallen, und ich gab zuweilen Reden, die Niemand begriff. Doch dachte ich, und fühlte, wenn gleich ohne allen Harm, daß ich der Erde nicht mehr angehöre. Bald aber dacht' ich auch nicht mehr in Worten; sondern es war nur ein starres, stilles, nämliches Gefühl meines Seins. Dies Sein, ewig Einerlei, mit gänzlicher Abwesenheit von etwas Aeußerm, war ohne Wohl und ohne Weh; es war in ihm kein Wechsel des Gedankens, daher keine Folgen, und keine Zeit mehr. Genug, ich war schon längst gestorben, mein Leichnam schon längst begraben und verweset seit Jahrhunderten. Nur auf Erden, wo wir die Veränderungen der Dinge zählen, sind Jahrhunderte, und das Erfolge der Ereignisse entbindet in uns die Vorstellung von Zeiten. Abgeschieden von allem Wechsel, ist im Sein keine Zeit vorhanden.

Eine angenehme dunkle Empfindung machte nun Epoche in mir. Mein bisher isolirter Geist

ward mit neuen Werkzeugen verbunden, wirksam im Weltall auf's Weltall zu sein. Ich empfand immer heller, und hörte ein mildes Säuseln, und fühlte eine liebliche Frische mich umströmen. Vor mir schwammen goldene, blendende Strahlen, und Silbergewölke gaukelten dahin. Ich senkte den verwunderten Blick in das leuchtende, durchsichtige Grün mich umschwebender Zweige, die wie gefärbte Luft im krystallklaren Aether flossen. Und zwischen den Zweigen und Wolken bewegungslos schimmerte Clementine in namenloser Schönheit, einen Kranz von jungen Blumen um's dunkle Haar.

Sie lächelte mich an. So lächelt nur die Liebe in ihrer Unschuld. — Sie nahm den Kranz aus den Locken, und schwang ihn in der zarten Hand, und der Kranz fiel auf meine Brust.

„O du himmlischer Traum, verlaß mich nicht!" dacht' ich, und starrte mit namenlosem Entzücken die schöne Gestalt an.

Indem rollte es, wie ein Wagen herbei.— Clementinens Antlitz verfinsterte sich. Man rief ihren Namen.

„Leben Sie wohl, Alamontade!" sagte sie und verschwand unter den bebenden Zweigen.

Ich wollte im gleichen Augenblicke zu ihren Füßen sinken. Aber ich lag auf dem Erdboden. Ich war nicht im Traume; denn ich erkannte die Vidourle und das Landhaus von erhabenen Kastanien umdunkelt.

Ich richtete mich auf. Ein Wagen donnerte über die Brücke. Ich eilte dahin. Ein alter Diener kam mir entgegen, und fragte, ob ich Erfrischung verlange? Ich bezeugte ihm meine Verwunderung. „Sind Sie nicht Herr Alamontade?" sagte er. Ich bejahete es. „Nun, Fräulein de Sonnes und ihre Frau Mutter haben mir den Befehl hinterlassen!" erwiederte er. Ich ging zurück, nahm Clementinens Kranz vom Boden, und folgte dem Diener. — Clementine war Fräulein de Sonnes.

Dieser Tag war einer der unvergeßlich schönen meines Lebens.

6.

Ein Dachstübchen im Hinterhause eines der reichsten und glücklichsten Bewohner von Montpellier, des Herrn Bertollon, ward meine Wohnung. Einige Dächer, schwarze Mauern, und zwei Fenster nebst Söller eines auf der gegenseitigen Straße stehenden Hauses waren meine dürftige Aussicht. Dennoch war ich glücklich. Umringt von meinen Büchern, lebte ich nur den Wissenschaften, und Clementinens Kranz hing über meinem Schreibtisch. Des Frühlings Blüthen-Millionen verloren ihren Glanz neben der Magie dieser verwelkten Blumen, und die Juwelen der Könige wogen mir nicht den Werth des leichtesten Citronenblättchens auf.

Clementine war meine Heilige. Ich liebte sie mit einer frommen Ehrfurcht, wie man überirdische Wesen lieben kann. Der schwebende Kranz war eine Reliquie, die mir vom Himmel herab der Engel zugeworfen hatte. Ich sah sie im Strahl der Verklärung durch meine Träume gehen. Ihr Name tönte in meinen Liedern. Ich erwartete mit Beben und Sehnsucht die Feierzeiten der hohen Schule, um meinen Oheim Etienne und Nismes, und vielleicht durch irgend einen glücklichen Zufall die geliebte Heilige wieder zu sehen.

Eines Tages öffnete sich die Thür meines einsamen Gemachs. Ein junger, schöner Mann trat herein, das Zimmer zu besichtigen. Es war Herr Bertollon. „Sie haben hier eine traurige Aussicht!" sagte er, und trat an's Fenster: „Doch drüben noch ein Stückchen vom Hause de Sonnes, eines der geschmackvollsten in der Stadt!" setzte er lächelnd hinzu.

Der Name de Sonnes erschütterte mich. Hr. Bertollon blieb nachdenkend am Fenster stehen, und schien traurig zu werden. Ich knüpfte ein Gespräch an. Er fragte mich um meine Herkunft, um meine Kenntnisse. „Wie," sagte er, „Sie spielen die Harfe? Und Sie lieben sie leidenschaftlich, ohne das Instrument zu haben?"

„Ich bin zu arm, mein Herr, mir selbst eins zu kaufen. Mein weniges Geld reicht kaum hin für die nothwendigsten Bücher."

„Meine Frau hat der Harfen zwei. Sie kann schon deren eine entbehren!" gab er zur Antwort und verließ mich.

Binnen einer Stunde kam die Harfe. Wie glücklich war ich! Nun dacht' ich Elementinen und schlug die Saiten. Empfindungen sind sprachlos; für die Gedanken sind die bezeichnenden Worte erfunden; für das Gefühl des Herzens die melodischen Töne.

Am folgenden Morgen kam der liebenswürdige Bertollon. Ich dankte ihm gerührt. Er forderte mich zum Spielen auf. Ich spielte und dachte Elementinen. Er lehnte mit der Stirn an's Fenster und starrte trüb hinaus über die Dächer. Meine Seele sank unter im Gewühl der Harmonien. Ich bemerkte nicht, daß er sich umwandte und horchend neben mir stand.

„Sie sind ein lieber Zauberer!" rief er, und umarmte mich mit Heftigkeit: „Wir beide müssen Freunde werden!"

Ich war der seinige schon; wir wurden's noch mehr im Zeitraume einiger Wochen. Ich mußte ihn bei schönem Wetter auf allen kleinen Lustfahrten begleiten. Er verknüpfte mich mit einer unzähligen Bekanntschaft. Jeder behandelte mich mit Achtung und Auszeichnung. Er war der Inhaber einer ansehnlichen Bibliothek, einer reichen Naturalien-Sammlung. Er übertrug mir die Aufsicht, und schien nur dies Mittel gewählt zu haben, meine Armuth durch ein ansehnliches Jahrgehalt für die geringen Bemühungen decken zu können, ohne meine Empfindlichkeit zu kränken.

Bertollon war, in mehr als einer Hinsicht, ein ausgezeichneter Mann. Er besaß Kenntnisse, Witz und Ueberredungsgabe; er bezauberte durch seine Anmuth und Würde; in Gesellschaften war er der Genius der Freude: sein Ziel war die Achtung seiner Mitbürger. Er hatte schon verschiedene öffentliche Aemter ausgeschlagen, mit einer Bescheidenheit, die ihn des allgemeinen Zutrauens noch würdiger machte. Er war sehr reich, Mitglied eines großen Handelshauses, besaß eines der angenehmsten Landgüter auf der Höhe des benachbarten Dorfes Castelnau, und war der Gatte der schönsten Frau von Montpellier. Gewöhnlich lebte seine Gattin auf dem Landgute; nur im Winter zog sie in die Stadt. Bertollon besuchte sie selten. Nicht Liebe aber, sondern Convenienz und Interesse schienen diese Ehe geschlossen zu haben.

Was mir diesen Mann noch wichtiger machte, war seine Losgebundenheit von allen Vorurtheilen. Bigotterie und religiöse Schwärmerei beseelte die ganze Stadt; nur er machte eine seltene Ausnahme. Demungeachtet besuchte er am fleißigsten die Messen, und war selbst Glied von der Brüderschaft der Pönitenten. „Es ist ein so Geringes," sagte er, „die Menschen zu gewinnen. Man huldige nur ihren Vorurtheilen, wenn man diese nicht bekämpfen und besiegen kann, und man ist der Mann aller Herzen. Wer den Vorurtheilen offenen Krieg macht, ist eben so sehr Schwärmer, als der sie mit allen Waffen verficht."

Oft geriethen wir dennoch mit einander in freundschaftliche Fehde. Er nannte die Bestimmung des Menschen Glückseligkeit, und kannte keine Schranken für die Wahl der Mittel zu ihr. Er spottete meines lebhaften Eifers für die Tugend, nannte sie ein Werk der gesellschaftlichen Ordnung, und bewies mir, daß sie unter verschiedenen Nationen auch verschiedene Farben trage. Sein Witz wußte mich sogar zuweilen mir selbst lächerlich zu machen, indem er eine meiner Kardinal-Tugenden zu verschiedenen Völkern wandern und überall übel anlaufen ließ.

Und doch war Bertollon bei der Gefährlichkeit dieser Grundsätze mir lieb; denn überall that er das Gute.

7.

Während ich so den Musen und der Freundschaft meine Stunden streute, waren die beiden Fenster und der Söller des Palastes de Sonnes nicht vergessen. Herr Bertollon hatte mir schon mehrmals ein anderes Zimmer für mein Dachstübchen geboten, mit kostbarem Geräth und einer weiten frohen Umsicht. Aber nicht für sein erstes Prunkzimmer, nicht für die Aussicht in's Paradies von Languedoc hätte ich das arme Dachstübchen vertauscht.

Der Zufall — denn Erkundigungen einzuziehen verhinderte in mir eine seltsame Schüchternheit — der Zufall lehrte mich, daß die Familie de Sonnes in wenigen Wochen von Nismes zurückkommen würde, und daß sie um tiefe Trauer sei um Elementinens neulich verstorbene Schwester.

Und die wenigen Wochen, und ein Viertel-

jahr verstrich. So oft ich die Harfe rührte, hing mein Auge unverwandt an dem geliebten Gemäuer. Aber die Familie de Sonnes kam nicht zurück, und kein Zufall belehrte mich des Fernern. Ich aber schwieg und verhüllte mein liebendes Herz vor der Welt.

Die Feierzeit der hohen Schule erschien, ich flog nach Nismes, in der Hoffnung, dort glücklicher zu werden. Als ich beim Landhause an der Vidourle vorüberkam, blieb ich stehen. Alles war verschlossen, ungeachtet die Felder und Hügel wimmelten von Schnittern und Winzern. Da sucht' ich die Wunderstelle auf unter den Kastanien, wo Traum und Wirklichkeit einst so zauberhaft zusammengeflossen, ich warf mich unter den schwebenden Zweigen nieder, und auf der Stätte, welche Clementinens Fuß ei ü durch seine Berührung gleichsam geheiligt hatte. Liebe und Wehmuth zogen mich nieder. Ich küßte den geweihten Boden, der damals Alles getragen, was die Welt für mich Theures umfing.

Ach! umsonst harrte ich einer Engelserscheinung entgegen. Ich verließ den schönen Ort, als es schon Abend worden, und über der verdämmernden Ebene nur die Felsengipfel der Sevennen noch goldroth funkelten.

Herr Etienne und die fromme Mutter, und Marie, Antonie und Susanne, die drei Töchter, empfingen mich mit rührender Freude. Ich sank von Herz an Herz, wortlos und selig, und wußte nicht, von wem ich inniger geliebt wurde, und wen ich am meisten liebte. Ich war der Sohn und Bruder dieser Familie; war in meiner Heimath, und ihrer aller Freude.

„Ja, du bist unser aller Freude!" rief Herr Etienne gerührt: „Und die Hoffnung unserer Kirche. Alle Nachrichten von Montpellier haben uns deinen Fleiß gerühmt, und wie deine Lehrer dich schätzen. Fahre fort, o Colas, fahre fort, dich zu stärken; denn unsere Leiden sind groß, und das Trübsal der Gläubigen hat kein Aufhören. Gott ruft dich. Werde sein auserwähltes Rüstzeug, die Macht des Antichristen zu brechen, und das in den Staub getretene Evangelium triumphirend emporzuheben!"

Die Besorgnisse meines Oheims waren seit einiger Zeit besonders durch die harten Aeußerungen der ersten Magistrats-Person der Provinz wider die geheimen Protestanten vermehrt. Der Marschall von Montreval residirte in Nismes, und um so mächtiger und furchtbarer wurde dieser Mann, da er des Königs ungemessenes Vertrauen besaß. Man trug seine Drohungen gegen die Hugenotten von Mund zu Mund; jeder Gassenbube rief sie dem andern zu.

Mich aber quälte eine andere Sorge. Vergeblich hatte ich alltäglich die Straße des Hauses Albertas, vergebens das Amphitheater durchirrt. Clementine war nirgends sichtbar.

Auf der Straße begegnete mir eines Morgens der alte Diener, welcher mich auf Befehl der Frau de Sonnes im Landhaus an der Vidourle bewirthet hatte. Er erkannte mich: er schüttelte mir frohherzig die Hand, und erzählte mir nach tausend andern Dingen, Frau de Sonnes und ihre Tochter wären schon seit einigen Monaten nicht mehr in Nismes, sondern in Marseille, um in den Zerstreuungen dieser großen Handelsstadt ihren Schmerz über den Verlust einer zärtlichgeliebten Tochter und Schwester zu beruhigen.

So mit vernichtender Hoffnung, Clementinen nur einen Augenblick lang und aus der Ferne nur zu sehen, ging ich traurig nach Hause. Die freudige Erwartung, welche mich durch die volle Hälfte eines Jahres genährt hatte, war betrogen. Ich entwarf Plane, nach Marseille zu gehen; nur drei Tagereisen waren es bis dahin—und dann wollte ich von Straße zu Straße wandern, und Fenster um Fenster mustern, und alle Kirchen und alle Messen besuchen—könnt' ich sie nur dann eine Minute lang wiedersehen — könnte sie mir nicht für so viele Mühe einen freundlichen Blick gewähren?

Aber die besonnene Ueberlegung zerstörte mir bald den abenteuerlichen Plan. Um desto niedergeschlagener trat ich in das Haus des Herrn Etienne.

Mit Befremden ward ich auch hier in allen Gesichtern eine ungewöhnliche Verlegenheit und Unruhe gewahr. Die Mutter trat zu mir, legte ihre Hände auf meine Schultern und küßte mich mit einem Blick des Mitleids; Marie und Antonie und Susanne nahmen meine Hände

freundlich in die ihrigen, als wollten sie mich damit trösten.

„Was ist's denn?" fragte Herr Etienne mit starker, stolzer Stimme. Er hatte überhaupt, ungeachtet seines frommen Aeußern, etwas Heroisches in seinem Charakter: „Ihr wisset, daß ein guter Christ dann am frohesten sein soll, wenn die Wellen des Unglücks am heftigsten zusammenschlagen. Der Teufel hat nicht Macht an uns, und die Vorsehung hat jedes Haar unsers Hauptes gezählt. — Der Marschall liegt nicht außer der Gewalt des Herr-Gottes!"

Ich gab meine Verwunderung über dies Alles zu erkennen. „Du hast wohl Recht, Colas!" sagte der Alte: „Und es verdrießt mich das Zagen der Weiber. Der Herr Marschall von Montreval hat vor einer Stunde hieher gesandt, und dir gebieten lassen, morgen um die zehnte Stunde in's Schloß hinaufzukommen. Da hast du's. Und was mehr ist's nun? — Will dir dein Gewissen wohl, so geh' zum Marschall ohne Furcht, und wäre sein Schloßhof die aufgesperrte Hölle.

Allerdings konnte der von einer so erhabenen Person herstammende, unmittelbare Befehl die kleine Müllerfamilie erschrecken. Der Marschall zeigte sich nur selten dem Volke, und auch dann nur von einem zahlreichen Gefolge hoher Offiziere, Edelleute und Garden begleitet. Der äußere Pomp der Großen übt über die Gemüther der ungebildeten Menge ein größeres Schrecken, als ihre Gewalt.

Die Mutter hatte mit zitternden Händen am andern Morgen meinen Anzug geordnet. — Ich beruhigte mit allem Trost die lieben Bekümmerten. „Es ist zehn Uhr!" rief Herr Etienne: „Geh' hin in Gottes Namen. Wir beten für dich."

Ich ging.

Der Marschall von Montreval war in seinem Kabinet. Nach mehr, denn anderthalb Stunden, wurde ich durch eine Reihe von Zimmern und Sälen zu ihm geführt. Ein ältlicher Herr, etwas hager, mit einem gebietenden Anstand, von dunkler Gesichtsfarbe und scharfspähenden Augen, trat einige Schritte hervor. Die Ehrfurcht der Umstehenden deutete mir ihn als den Marschall an.

„Ich wollte Sie sehen, Alamontade!" sagte der Marschall, „da Sie auf der Liste der Universität Montpellier so sehr mit Lob ausgezeichnet sind. Bauen Sie Ihre Talente an, Sie können ein nützlicher Mann werden, und ich will in Zukunft für Sie sorgen. Meine Aufmunterung darf Sie nicht stolz machen, aber emsiger. Ich werde mich ferner nach Ihnen erkundigen. Wenden Sie Alles an, die Freundschaft des Herrn Bertollon, Ihres Gönners, zu bewahren, und sagen Sie ihm, daß ich Sie habe zu mir rufen lassen."

Dies war es, was mir der Marschall sagte. Er schien, nach einer kleinen Unterredung mit mir, Wohlgefallen gegen mich blicken zu lassen. Ich empfahl mich seiner Gnade, und eilte, meine in Bangigkeit schwebende Familie zu trösten.

Die Freude war groß. Bald mußten es nun alle Nachbarn und die ganze Stadt erfahren, welcher Ehre mich der Marschall gewürdigt. „Sagt' ich's nicht?" rief Herr Etienne: „Gott ist's, der die Herzen der Gewaltigen lenkt! Aus der Nacht steigt die Sonne, und über der erdrückten Schlange und über den Dornen des Schmerzes ragt das heilige Kreuz gen Himmel!"

8.

Herr Bertollon war auf's Land zu seiner Gattin gereiset, da ich in Montpellier ankam. Nicht ohne Betrübniß stand ich in meinem Dachstübchen vor dem verdorrten Kranz. Ich seufzte Elementinens Namen, und küßte das dürre Laub, welches einst unter ihren zarten Fingern geblüht hatte. Ich wollte mich der Thränen schämen, die mir getäuschte Hoffnung in's Auge trieb, und doch ward mir wohl durch sie.

Der Kranz und der schmale Theil des prächtigen Hauses de Sonnes sollten nun den Winter hindurch wieder die stummen Zeugen meiner Freuden, meiner Hoffnungen werden. — „Vielleicht führt sie der Frühling mit seinen Blüthen zugleich nach Montpellier!" sagte ich zu mir, und sah hinüber zu dem Pallast, der sie dann umfangen sollte.

Da stand an einem der hohen Fenster drüben eine weibliche Gestalt, in schwarzen Flor gehüllt, den Rücken gegen mich gewandt. Meine Pulse stockten, mein Odem verging, meine Augen verdunkelten sich. „Es kann nur Elemen-

tine sein!" rief's in mir; aber ich war kraftlos zusammen gesunken, im Fenster liegend, und hatte den Muth nicht, und nicht die Macht, aufzusehen und Ueberzeugung zu suchen.

Als ich meine Kräfte gesammelt hatte, richtete ich mich empor, und warf zitternd einen Blick hinüber. Ihr Gesicht war hergewandt, vom schwarzen Schleier umweht. Die Lüfte spielten in des Schleiers Falten; er hob sich— ich sah Clementinen, und in einem Augenblicke, wo ich ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Ich schlug die Augen nieder. Eine nie empfundene Gluth brannte in meinen Adern. Ich glaubte vergehen zu müssen. Und als ich abermals hinübersah, war sie verschwunden vom Fenster, aber nicht von meinem innern Blick.

„Sie ist's!" tönte es in mir, und ich stand auf der Höhe irdischer Seligkeit, einsam, nur Clementinens Bild vor mir. Ein goldener Schimmer überfloß die rußigen Gemäuer, und über den kahlen Dächern wehte ein wankendes Blumenmeer. Die Welt zerfloß unter mir wie eine glänzende Wolke. Clementinens Gestalt ging durch die liebliche Ewigkeit, und ich war neben Clementinen, und mein Loos unendliches Entzücken. „Ach, welcher Seligkeit ist das Menschenherz mächtig!" rief ich, und sank auf die Knie nieder, und faltete die Hände zum Himmel auf: „O Gott, welchen Stunden hast Du mich aufgespart! O verewige, verewige diese Empfindung!"

9.

Es war Clementine. Am Abend strahlten die Fenster erleuchtet; ich sah ihren Schatten daran schweben.

Als es spät ward, nahm ich die Harfe, und in ihren Tönen verglühten meine Gefühle allmälig.

Am andern Morgen erwacht' ich spät. Schlummerlos war mir die Nacht verflossen. Als ich zum Fenster trat, lag Clementine schon am ihrigen im Morgengewande. Ich verneigte mich gegen sie—mein Gruß ward kaum merklich erwiedert. Aber doch sah sie wieder freundlich auf. So lange sie da lag, war auch ich an's Fenster gebannt; zuweilen begegneten sich unsere schüchtern vorüberstreifenden Blicke. Meine Seele redete zu ihr, und mir ward es, als vernähm' ich leise Antworten.

O selige Stunden, die ich harmlos im verstohlenen Anblick eines geliebten Wesens verträumte! Arm und gering, wie ich, und ohne Anspruch auf Schönheit, durch welche ich gefallen konnte—wie durft' ich meine Hoffnungen zu der liebenswürdigen und reichsten Erbin von Montpellier erheben, um deren Huld die ersten Jünglinge des Landes warben?

Und wie gern verweilt mein Gedanke in dem Gedächtniß jener Tage! Freundschaft und Liebe sind nur des Sterblichen Eigenthum; er theilt es nicht mit dem Thier. Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irdischen und göttlichen Natur in uns, sind die Krone des Menschenthums. Wir sind frömmer, gläubiger, schonender im Weltall, und zuversichtlicher dann; und wir dulden die Dornen am Wege; und auch die Wildniß glänzt schöner unter dem Schimmer einer in Liebe stillodernden Phantasie.

Am Abend nahm ich die Harfe aus dem Winkel und ließ die Saiten rauschen. Ich spielte die Leiden Graf Peters von Provence und der geliebten Magellone, damals eine der neuesten und rührendsten Balladen voll ausdrucksvoller Melodie. Als ich die erste Strophe beendet hatte, und die Hände einen Augenblick ruhten, tönte mir Harfenlaut denselben Gesang leise zurück aus der Stille der Nacht. Wer konnt' es sein, als Clementine, die das Echo meiner Empfindungen werden zu wollen schien? Als sie geendet hatte, hob nun ich wieder an. So wechselten wir gegenseitig. Musik ist die Sprache der Seele. Welch eine unnennbare Wollust für mein Herz; Clementine würdigte mich des Gespräches!

Ach, tausend namenlose Kleinigkeiten, die nur ihren unermeßlichen Werth durch den Sinn empfangen, in welchem sie gegeben und angenommen werden, muß ich verschweigen; allein sie sind unvergessen. Auch noch die Leiche des schönen Jugendtraums, Erinnerung, ist, wenn gleich lebenlos, entzückend immer.

Und so dauerte der Traum zwei Jahre lang. Zwei Jahre lang sahen wir uns schweigend und liebend, und redeten zusammen durch Saitenstimmen, und näherten uns nie. Ich kannte

die Kirche, in der sie betete. Da war auch ich, und betete mit ihr. Ich kannte die Tage, wann sie, von ihrer Mutter und ihren Freundinnen begleitet, unter den Schattenbäumen des Peyron*) lustwandelte; da war auch ich. Ihr Blick erkannte mich dann, und lohnte mich schüchtern.

Ohne uns einander in diesem langen Zeitraum gesprochen zu haben, waren wir nach und nach die innigsten Vertrauten geworden. Wir entdeckten uns unsere Freude und unsern Kummer; wir baten und gewährten, und hofften und fürchteten, wir schworen einander Gelübde, und brachen sie nie.

Niemand ahnete den Umgang unserer Seelen, unsere schuldlose Vertraulichkeit. Nur Herrn Bertollons Güte setzte mich oft in Gefahr, meine Freuden alle einzubüßen. Er wollte durchaus mir bessere Zimmer einräumen; nicht ohne Mühe erkämpft' ich mir den fernern Besitz des Dachstübchens.

10.

Als Madame Bertollon von ihrem Landhause zurückgekommen war, stellte mich ihr der Gemahl vor.

„Hier," sagte er, ist Alamontade, „ein Jüngling, den ich als meinen Freund liebe, und dem ich nichts wünsche, als daß er noch der Ihrige werde, Madame."

Man hatte nicht zu viel von ihr gesagt. Sie war sehr schön, kaum zwanzig Jahre alt, und konnte den Malern als Ideal zu Madonnen dienen. Eine angenehme Furchtsamkeit verschönerte sie um so mehr, je weniger die meisten ihres Geschlechts und Standes in Montpellier auch nur die feine Bescheidenheit kannten, ohne welche die Anmuth allen Zauber verliert.

Sie sprach wenig, aber gut. Sie schien kalt; aber die Lebhaftigkeit und Helle ihrer Blicke verriethen ein gefühlvolles Herz, einen regen Geist. Sie war die Wohlthäterin aller Armen, und die ganze Stadt ehrte sie. Von ihrem Gemahl vernachlässigt, von jungen, schönen Männern aus den ersten Familien angebetet, wußte dennoch die Verläumdung keinen Schatten in der Reinheit ihrer Sitten zu entdecken. Sie lebte ein fast klösterlich-eingezogenes Leben. Ich selbst sah sie nur selten. Erst im letzten Jahre meiner Zeit auf der Hochschule gab eine Krankheit ihres Mannes Anlaß, uns einander öfters in seinem Zimmer beisammen zu finden.

Die zärtlichste Sorge um die Gesundheit des Herrn Bertollon war in allen ihren Zügen zu lesen. Sie war unaufhörlich für ihn beschäftigt. Sie bereitete ihm die Arzneien; sie las ihm vor, und als die Krankheit auf der entscheidenden Höhe stand, wich sie nicht von seinem Lager; durch anhaltende Nachtwachen zerstörte sie ihre eigene Gesundheit.

Herr Bertollon blieb sich, als er genas, in seinem kalten und höflichen Betragen gegen sie gleich. Ihre Güte blieb unerwiedert. Sie schien seine Gleichgültigkeit tief zu empfinden, und entfernte sich nach und nach in gleichem Verhältniß wieder von ihm, als seine Gesundheit zunahm. Ich konnte nichts anders, als sie bedauern, und meinem Freunde Vorwürfe machen.

„Aber was willst du, Colas?" rief er: „Bist du Meister *deines* Herzens, daß du es wagen kannst, dem *meinigen* Gehorsam abzufordern? Wenn du willst, nun ja, ich will es dir einräumen, meine Frau ist schön; aber die leere Schönheit ist nur ein gefälliger Glanz, unter welchem das Herz kühl bleibt. Warum verlieren wir uns nicht in die Meisterstücke des Bildhauers? Ich gebe dir zu, sie hat Verstand; den pflegt man nicht zu lieben, sondern höchstens zu bewundern. Sie ist sehr wohlthätig; aber sie hat des Geldes genug, und keinen Gefallen an kostbaren Vergnügungen. Sie bezeugte in meiner Krankheit viel Aufmerksamkeit für mich. Ich bin ihr dankbar. Es soll ihr an nichts von Allem fehlen, was sie wünscht und ich zu geben fähig bin. Aber das Herz läßt sich nicht geben, es muß genommen werden! Uebrigens, Freund, kennst du sie zu wenig. Sie hat auch ihre Schwächen, und, wenn du es erlaubst, ihre Fehler. Wenn nun unglücklicherweise unter diesen Fehlern einer oder der andere von solcher Art wäre, daß er nothwendig in meiner Brust jedes anglimmende Gefühl von Zuneigung auslöschen müßte, was hätt' ich dann verschuldet, wenn ich nicht Stein in Gold verwandeln, und nicht

*) Eine der schönsten Spaziergänge bei Montpellier, oberhalb der Stadt.

Konvienz-Ehe in Herzenssache umschaffen könnte?"

Aber nie, lieber Bertollon, nie sah ich auch nur die feinste Spur eines so harten, abstoßenden Fehlers.

„Weil du mein Weib nicht kennst. Dir, als meinem Freund, kann ich's schon offenbaren, was mich gleich in den ersten Tagen unserer Vermählung auf immer von ihr entfernte. Es ist ihr unbändiges, besinnungsloses Aufwallen, ihre Alles zerstörende Hitze. Traue nicht diesem Eis und Schnee der äußern Hülle; ein Vulkan kocht darunter, der von Zeit zu Zeit Flammen ausschleudern muß, wenn er nicht seinen Behälter zerstören soll. Sie ist still, und um so gefährlicher. Jedes ihrer Gefühle gährt lange, ehe es sich äußert; aber dann ist es unvernichtbar, und Alles verzehrend. Sie scheint die Tugend und Seelengüte selbst zu sein; ohne ihr unglückliches Temperament möchte sie eine Heilige werden. Aber eben dies vernichtet alles Bessere. Ich habe sie schon auf Einfällen ertappt, so gräßlich, so schauderhaft, daß man nicht begreifen könnte, wie einer derselben sich in die Seele eines Weibes schleichen, oder wie sie ihn beherbergen mag. Und auf die Weise, Freund, läßt sich kein Herz stehlen."

Diese vertraulichen Offenbarungen erschütterten mich um so mehr, da ich selbst Bertollons feine Menschenkenntniß und seinen richtigen Blick schon erfahren hatte. Ich hörte inzwischen nicht auf, den Umgang der Madame Bertollon in öftern Besuchen fortzusetzen. Ich glaubte zu bemerken, daß sie Vergnügen in den Unterhaltungen mit mir fände. Immer aber war sie die Stille, Duldende, Sanfte. So viele Schönheit und so viele Milde verwandelte meine Ehrfurcht in herzliche Freundschaft.— Ich faßte den Entwurf, sie, es koste was es wolle, mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen, oder vielmehr ihn zu ihren Armen zurückzuführen.

11.

Gewohnheit des alltäglichen Umgangs entfesselte uns allmählig von der lästigen Etikette, und gab mir für Madame Bertollon einen Werth des Bedürfnisses.

„Sie sind Bertollons erster Freund und Vertrauter!" sagte sie einmal, als sie an meinen Arm gelehnt, im Garten beim Hause auf und nieder ging: „Ich betrachte auch Sie als meinen Freund, und Ihr Charakter giebt mir ein Recht auf Ihre Güte. Reden Sie offenherzig, Alamontade! Sie wissen es: Warum haßt mich Bertollon?"

Er haßt Sie nicht, Madame. Er ist voll Hochachtung für Sie. Hassen? Er müßte ein Ungeheuer sein, wenn er das könnte. Nein, und er ist ein edler Mensch. Er kann Niemanden hassen.

„Sie haben wohl Recht. Er kann Niemanden hassen, weil er Niemanden lieben kann. Er gehört der ganzen Welt nicht, und Niemanden; die ganze Welt und Jeder gehört nur ihm an. Nie hat wohl die Erziehung ein gefühlreicheres Herz und einen talentvolleren Kopf vergiftet, als bei ihm."

Sie urtheilen vielleicht zu hart, Madame.

„O, daß es der Himmel wollte! Ich bitte Sie, bekehren Sie mich."

Ich Sie bekehren? Nicht doch, Madame! Beobachten Sie Ihren Gemahl, und Sie werden Ihren Sinn ändern.

„Ihn beobachten? Ich that es immer, und immer ist er derselbe."

Wenigstens ein guter, liebenswürdiger Mensch.

„Liebenswürdig? Er ist's. Er weiß es, und bemüht sich, es zu sein; aber leider nicht um Andere, sondern um nur sich zu beglücken. Ich kann ihn eben deswegen auch nicht gut nennen, wiewohl er auch nicht schlecht ist."

Gewiß, Madame, ich verstehe Sie nicht ganz. Aber erlauben Sie, daß ich Ihr Vertrauen mit Vertrauen erwiedern darf. Nie hab' ich zwei Menschen gekannt, die so sehr verdienten, glücklich zu sein, und so sehr geeignet wären, es ein's durch's andere zu werden, als Sie und Ihren Gemahl. Und doch stehen beide von einander getrennt da! Gewiß, ich will glauben, genug gelebt und genug gethan zu haben in der Welt, wenn ich Sie beide mit einander auf's Innigste verbinden, und Ihre entfernten Herzen zusammenführen könnte.

„Sie sind sehr gütig. Aber ungeachtet die Hälfte Ihrer Arbeit schon gethan ist, denn mein Herz eilte längst dem seinigen nach, welches vor

mir ſieht, ſo, fürcht' ich doch, wünſchen Sie eine Unmöglichkeit. Wenn's aber noch Einem gelingen ſollte, ſo würden Sie der Eine ſein. Sie, Alamontade, ſind der Erſte, dem Bertollon ſo ganz eigen ſich hingibt, an den er ſich ſo feſt klammert. Verſuchen Sie es, ändern Sie des Mannes Denkart."

Sie ſcherzen. Ihn ändern? Welche Tugend verlangen Sie, die Bertollon noch ausüben ſoll? Er iſt großmüthig, beſcheiden, der Beſchirmer der Unſchuld, von immer gleicher Laune, ohne hervorſtechende Leidenſchaft, gemeinnützig, freundſchaftlich — — —

„Sie haben Recht, das Alles iſt er."

Und wie ſoll ich ihn ändern?

„Machen Sie ihn zum beſſern Menſchen!"

Zum beſſern Menſchen? erwiederte ich erſtaunt und blieb ſtehen, und ſah der ſchönen Frau mit einer ſonderbaren Verlegenheit in die von einer Thräne benetzten Augen. Iſt er denn böſe? Iſt er laſterhaft?

„Das iſt Bertollon nicht!" antwortete ſie. Aber, iſt nicht gut."

Und dennoch, Madame, geben Sie zu, daß er all' die ſchönen Eigenſchaften beſitzt, die ich vorhin an ihm rühmte? Fordern Sie nicht vielleicht zu viel von einem Sterblichen?

„Was Sie an ihm gerühmt haben, Alamontade, hab' ich nicht abgeläugnet. Aber es ſind nicht ſeine Eigenſchaften, es ſind nur ſeine Werkzeuge. Er thut viel Gutes, aber nicht, weil es das Gute iſt, ſondern weil es ihm vortheilhaft iſt. Er iſt nicht tugendhaft, ſondern klug. Er ſieht in allen Handlungen nur das Nützliche und Schädliche, nie das Gute und Böſe. Er würde eben ſo gern die Hölle zur Erreichung ſeiner Abſichten, als den Himmel voller Tugenden gebrauchen. Er ſetzt ſeine Seligkeit darein, das zu erhalten, wonach ihm gelüſtet, und dafür iſt er und thut er, was unter den gegebenen Umſtänden zweckmäßig ſein mag. Die Welt iſt ihm ein Spielplatz der Begierden, worin dem Glücklichſten und Schlauſten Alles gehört. Das Gedränge der beiſammenlebenden Menſchen ſchuf, wie er glaubt, Staaten und Geſetze, Religionen und Uebungen. Der Weiſeſte iſt ihm, wer das verworrene Geflecht der Umſtände bis auf den feinſten Faden kennt; und wer es kennt, der vermag Alles. An ſich iſt nichts recht, nichts unrecht. Die Meinung heiligt und verdammt allein. Sehen Sie, Alamontade, dies iſt mein Mann. Er kann mich nicht lieben, denn er liebt nur ſich. Sein Sinn und Geſchmack ändert und darnach ſein Weſen. Mit eiſerner Beharrlichkeit verfolgt er und erreicht er ſeine Ziele. Er iſt der Sohn einer angeſehenen Familie, die aber von der Höhe des alten Wohlſtandes herabgeſunken war. Er wollte reich ſein, ward Kaufmann, verſchwand in entlegene Gegenden, und kam als ein Herr einer Million zurück. Er wollte ſeinen Wohlſtand durch Verbindung mit einer der angeſehenſten Geſchlechter dieſer Stadt ſichern. Ich ward ſein Weib. Er wollte Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, ohne den Neid zu wecken; er populariſirte ſich und ſchlug die erſten Ehrenſtellen aus.—Nichts iſt ihm bei ſeiner Art zu denken unerreichbar. Er kennt keine Heiligkeit. Er überwältigt Alles; Niemand iſt ihm ſtark genug, weil Jeder ſchwach iſt durch irgend eine Neigung, oder eine Leidenſchaft, oder eine Meinung."

Dies Gemälde von Bertollons Denkart erſchütterte mich. Ich fand es in allen Zügen dem Urbild entſprechend. Nie hatt' ich noch Alles das in mir zur deutlichen Vorſtellung erhoben, wenn ſchon es dunkel in meiner Empfindung gelegen war.

Ich entdeckte die ungeheure Kluft, welche die Herzen beider Gätten trennte, und verzagte ſie ausebnen zu können.

„Aber, Madame, ſagt' ich, und drückte gerührt die Hand der ſchönen Unglücklichen: Verzweifeln Sie nicht. — Ihre ausdauernde Liebe, Ihre Tugend wird ihn endlich feſſeln.

„Tugend? O lieber Alamontade, was darf man hoffen von dem Mann, der die Tugend eine Schwäche, oder die Einſeitigkeit des Charakters, oder Sprödigkeit des Sinnes nennt? Der die Religion nur für Krämerei der Kirche und der Erziehung hält, womit die Phantaſie der Blöden mit kindiſchem Eifer ſpielt?"

Er hat aber doch ein Herz, der Mann!

„Er hat ein Herz, aber er hat es nur für ſich, und nicht für Andere. Er will geliebt ſein, ohne ſich dafür zu veräußern. Ach, und kann man einen ſolchen lieben? Nein, Alamontade,

die Liebe fordert mehr. Sie gibt sich ganz dem Geliebten hin; und lebt in ihm, und ist ihrer selbst nicht Herrin. Sie rechnet nicht, sie sorget nicht, sie wagt's darauf, ob endlich Treue sie beseligt oder Verrath sie erwürgt. Aber hoffnungslos will sie nicht sein. Sie begehrt des Andren Herz; und eben darin liegt ihr Himmelreich.

„Und eben darin liegt ihr Himmelreich!" seufzt' ich, als ich in meinem Zimmer stand, und Clementinens dachte.

Ich nahm den dürren Kranz herab, und hing ihn auf die Harfe. Er war mir bisher das heilige Unterpfand von Clementinens Huld gewesen. Hatte sie nicht selbst ihn auf meine Brust geworfen, die das liebende Herz beherhergt? Schien sie nicht damals mit eigener Hand dies krönen zu wollen? Wär' es nur kindliche Tändelei gewesen? Ach, hätte es ihr gleich gegolten, ob es eine Dornenkrone, oder eine Blüthenschnur ist, mit dem sie das Herz umzog?

Sie war am Fenster. Ich hob den Kranz empor und hielt ihn gegen meine Lippen. Sie schien ihn zu erkennen. Sie verbarg ein Lächeln und lehnte sich hin, und sah hinab in die Straße und nicht wieder zu mir herüber.

Diese Antwort stürzte mich in unaussprechliche Unruhe. Mir war es, als schäme sie sich der Erinnerung, dies Geschenk mir einst gereicht zu haben. Jetzt war es mir plötzlich hell, was ich forderte, was ich hoffte. Ich sehnte mich nach dem Unmöglichen. Nie hatt' ich mir Clementinen als Gattin gedacht. Ich liebte sie nur und wünschte von ihr geliebt zu sein Aber Gattin? Ich, der arme Sohn eines in Schulden verstorbenen Bauers, ich, der noch selbst mit der Dürftigkeit zu kämpfen hatte, und nur ein ungewisses Schicksal vor mir sah in der Zukunft—ich forderte Montpelliers reiche Erbin?

Mein stolzer Muth sank. Ich liebte Clementinen, aber verzieh es ihr, wenn sie mir nicht mit Gegenliebe lohnen konnte. Ich sah es ein, daß ich die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens nicht aufheben könnte, und war im Grunde auch zu stolz, um mein äußeres Glück durch eines Weibes Hand zu machen.

Eifriger lag ich fortan den Wissenschaften ob. Ich wollte mir durch eigene Kraft den Weg zu Clementinens Höhe bahnen. Nächte durchwachte ich unter meinen Büchern. Ich wollte das unbefangene Urtheil der Kenner über meine Anlagen hören, und ließ, doch ohne Namennennung, ein Werk über die Rechtspflege der ältern Nationen, und zugleich eine Sammlung von Gedichten drucken, deren einen bedeutenden Theil mir die geheime Liebe in Sinn und Feder gesprochen.

Die öffentliche Erscheinung meiner Arbeiten ward von unerwartet glücklichem Erfolg begleitet. Der laute Beifall erhob mein Selbstgefühl. Die Neugier enthüllte bald den Namen des Verfassers, und dieser ärntete überall Liebkosungen. Das Gelingen meiner ersten Versuche zündete der Hoffnung erloschene Fackel wieder an, unter deren Licht ich, wenn auch in verschwebender Ferne, Clementinen als die Meinige erblickte.

Sie selbst lohnte mich am schönsten. Als mein Name schon bekannter geworden, las sie am Fenster einst in meinen Liedern. Auch ohne des Verfassers Namen zu wissen, konnte sie ihn ja am leichtesten errathen aus hundert Zügen, die nur sie verstand. Sie sah herüber, lächelte und legte das Buch an ihre Brust, als wollte sie mir zu verstehen geben: Ich hab' es lieb, und was du darin sprachst, hast du zu dieser Brust gesprochen; und sie empfindet es, und ist voll stillen Dankes.

Ich nahm noch einmal den verdorrten Kranz, den ich so oft besungen. Sie lächelte und beugte sich, und sah nicht mehr herüber.

13.

Niemand aber war entzückter durch den mir geweihten Beifall, als mein Freund Bertollon. Er schloß sich immer inniger an mich, und vertraulicher. Wir betrachteten uns als Brüder. Er gab sich mir ganz hin, und bewies in tausend Dingen, daß er auch ein Herz habe für Andere. Er ließ keinen Tag entfliehen, ohne eine gute That. Ich selbst erfuhr nur immer durch den Zufall bald diese bald jene seiner schönen Handlungen.

O! Bertollon." rief ich einst, indem ich ihn mit Heftigkeit an mich drückte: „welch ein

Mensch bist du! Warum muß ich dich doch eben so beklagen als bewundern!"

Du thust in beiden zuviel, denn ich verdiene nicht das Eine und nicht das Andere, antwortete er mit liebkosendem Lächeln.

„Nein, Bertollon, das ist das Beklagenswerthe, daß du gut und tugendhaft bist, ohne es sein zu wollen. Du nennst die Tugend Schwärmerei und Eintönigkeit der Begriffe, und doch übst du unaufhörlich ihre Vorschriften."

Wohlan, Alamontade, so sei damit zufrieden. Warum müdest du dich auch immer an meiner Bekehrung ab? Sobald du älter wirst, seh' ich dich in meinen Fußstapfen. Für jetzt sei wenigstens tolerant. Dasselbe Kind hat nur vielleicht einen doppelten Namen.

„Ich zweifle. Könntest du, Bertollon, dich freiwillig ins Elend stürzen, um die gerechte Sache zu erhalten?"

Was nennst du auch gerechte Sache? Deine Begriffe sind nicht klar.

„Wenn du Montpellier vom Untergange erretten könntest, durch eigene Aufopferung; wärst du fähig, lebenslängliche Armuth, oder selbst den Tod dafür zu leiden?"

Herr Colas, du schwärmst wieder. Nur Schwärmer können solche Opfer fordern und bringen. Und es ist gut in der Welt, daß es dergleichen gibt. Aber komm' auch einmal zur Besonnenheit. Es thut mir leid um dich, daß du immer an den Grillen saugst. Du wirst auf diese Weise nie glücklich. Lauf durch die ganze Welt, und suche die Thoren zusammen, die für deine Begriffe in den Tod gehen sollen; du findest unter hundert Millionen nicht Einen Mann. Alles ist nur unter gewissen Verhältnissen wahr, gut, nützlich, gerecht, schön. Die Begriffe der Menschen sind überall verschieden. Wie viele haben gemeint, mit ihrem Tod die Welt zu retten! Sie starben für ihre Vorstellungsart und nicht für die Welt, und wurden hinterher ausgelacht, als Narren.

„Ich könnte dich hassen, Bertollon, um dieser Worte willen."

Dann wärest du nach deinen Begriffen nicht allzutugendhaft.

„Wenn du deinen Reichthum dadurch vergrößern könntest, daß du mich in's Verderben stießest: würdest du mich in's Verderben stoßen?"

Für eine solche Frage sollt' ich dich hassen, Colas.

„Und doch könnt' ich sie thun. Du strebst ja nur, wie du sagst, immer nach dem, was dir nützlich ist. Du wägest ja die Güte der Thaten nur immer nach der Güte des Erfolgs."

Lieber Colas, ich seh' es schon, du wirst ein schlechter Advokat werden, und wenig Schätze sammeln, wenn du nur immer die nach deinen Begriffen gute Sache vertheidigen willst, und nie die ungerechte, wenn du dir Vortheil dabei spinnen könntest.

„Ich schwöre es dir, Bertollon, ich würde mich lebenslang verabscheuen, wenn ich einmal meine Lippen zur Anklage der Unschuld und zum Schutz des Verbrechens rühren möchte."

Und doch, du gutherziges Närrchen, wirst du es mehr als einmal thun, weil du nicht immer der Menschen Schuld und Unschuld an ihrer Stirn gezeichnet findest. Geh! du wirst der Welt Narr, wenn du nicht mit ihr gleichen Weg wandern kannst.

So stritten wir oft mit einander. Ich ward zuweilen irre an ihm. Ich hätte ihn fürchten können, wenn er mir seine schrecklichen Meinungen nicht immer so scherzend gesagt hätte, als wenn er sie selbst nicht glaube. Er wollte mich nur gern in Harnisch jagen; und wenn's ihm gelungen war, lachte er herzlich. Seine Thaten aber sprachen gegen seine Worte.

11.

Madame Bertollon hingegen entwickelte täglich mehr den schönen Sinn, der sie beseelte. Sie glühte für die Tugend, welche sie mit religiösem Eifer übte.

Ich ward ihr Tischgenosse. Nie mangelte uns der Unterhaltung Stoff. Einsam mit ihr verlebt' ich die langen Winterabende. Sie lernte von mir die Harfe schlagen. Bald konnt' ich ihren reizenden Gesang mit meinem Saitenspiel begleiten. Sie sang meine Lieder, und mit tiefem Gefühl. Sie war bezaubernd. Ihre Schönheit würde mir gefährlich geworden sein, wenn mein Herz nicht an Clementinen hing.

Wenn ich von ihr mit Enthusiasmus zu Bertollen sprach, lächelte er. Wenn ich ihm Vorwürfe machte, daß er ein so liebenswürdiges

Geschöpf sich selbst überlassen könnte, antwortete er: „Unser Geschmack ist verschieden. Laß doch einem jeden den seinigen. Willst du, lieber Despot, denn alle Köpfe und alle Herzen in der Form des deinigen gegossen wissen? Ich weiß es, meine Frau verliert an mir nichts.— Sie ist also darum nicht unglücklich, daß ich mit ihr so umgehe, wie es in den Ehen gebildeter Personen der Fall ist. Sie wußte dies voraus. Befindest du dich in ihrer Gesellschaft wohl, so freut's mich; und lieb ist's mir, wenn sie an deiner Unterhaltung Vergnügen findet. Du siehst, tugendhafter Colas, auch ich bin großer Aufopferung fähig. Denn ich überlasse dich ihr oft, wenn ich am sehnlichsten dich zu mir wünsche."

Ich hatte meine Studien beendet und empfing den Grad eines Doktors der Rechte und die Erlaubniß, vor den Tribunalen des Königreichs als Anwalt zu erscheinen. Meine verdoppelten Arbeiten in dieser Zeit machten meine Besuche bei Madame Bertollon seltener. Aber desto fröhlicher empfing sie mich dann jedesmal; desto lebhafter empfand ich, wie theuer sie mir war. Wir sagten es uns nicht, wie sehr wir einander bedürftig geworden, aber jedes verrieth es dem andern in Miene und Herzlichkeit des Wesens.

[Schluß folgt.]

Poetisches.

Der Glaube.

Glaube! den Bedrängten theuer!
Licht! das du vom Himmel schwebst!
Und uns mitleidsvoll den Schleier
Von des Grabs Umnachtung hebst!

Huldigt dir der Mensch vergebens?
Oder hat, der Sterne lenkt,
Ahndung eines bessern Lebens
In des Menschen Brust gesenkt?

Wandelst du aus sel'gern Fernen?
Friedensbote! lächelst du
Von beglückten, bessern Sternen
Erdenwallern Tröstung zu?

Wenn du dich in der Verweisung
Zum Verlassenen gesellst, —
Und mit seliger Verheißung
Seinen Dulderbusen schwellst?

Komme, Freund und Tröster Aller,
Die ihr Herz zu dir erhebt, —
Und geleite du den Waller,
Der in Ungewißheit schwebt!

Wenn durch seine Labyrinthen
Ihn des Lebens Schickung führt,
Laß' ihm deinen Trost nicht schwinden,
Wo der Fuß sich irr verliert!

Wie der Leuchtthurm vom Gestade
Irrer Schiffer Bahn erhellt,
Sei als mildes Licht dem Pfade
Seines Lebens zugesellt!

Durch die Nacht, die ihn umschattet,
Durch die Fluth, die ihn umstürmt,
Wenn der Arme Kraft ermattet,
Und Gefahr sich dräuend thürmt!

Sende dann von deinem Lichte
In sein gramgepreßtes Herz
Einen Schimmer nur, und richte
All sein Sehnen himmelwärts!

Bis des Todes Ueberwinden
Ihn in's bessre Dasein wiegt,
Wo des Dulders Leiden schwinden,
Wo des Harrers Hochsinn siegt.

Wo er auf des Lebens Höhen
Froh sein Ziel errungen fühlt, —

Himmelslüfte ihn umwehen,
Und des Friedens Palme kühlt.

Wo zu himmliſcher Belohnung
Seiner Saaten Frucht gereift,
„Pilger! hier iſt deine Wohnung!“
Ruft ein Seraph ihm, und greift

Rauſchend über ſeine Harfe,
Daß Entzücken ihn erfüllt,
„Jetzo, tönt es, ſinkt die Larve,
Die dein ſterblich Aug' umhüllt.“

„Werfe dich anbetend nieder
Vor der Gottheit lichten Thron!
Nicht vergebens warſt du bieder!
Dieſe Krone nimm als Lohn!“

Die Hoffnung.

Des Geſchickes Urne ſtill entfloſſen,
Schwillt das Leben zwiſchen Bergkoloſſen
Unvermerkt zum hohen Strome an;
Jede Krümme, die wir hier umſchiffen,
Schließt ſich hinter uns mit Felſenriffen,
Und ſperrt ewig die durchflog'ne Bahn.

Jedem Blicke, welcher vorwärts dringet,
Schiebt, von tiefer Mitternacht umringet,
Wechſelnd ſtets ein neuer Fels ſich vor;
Bilder zieh'n vorüber und vergehen, —
Wird das Herz das Alles wiederſehen,
Was es an der Vorzeit einſt verlor?

Banger Zweifel! Schauerliche Frage!
Aber wie am ſchönſten Erdentage
Ehrfurchtsvoll der kleinſte Mißlaut ſchwieg,
Als, umſtrömt von überird'ſchem Glanze,
Und begrüßt vom frohen Wellentanze,
Cypria der blauen Flut entſtieg:

So verſtummen unſre Klagetöne,
Denn es ſteht in ew'ger Jugendſchöne
Eine Göttin auf der Wogen Grab;
Weit erglänzt durch ihren Strahl die Ferne,
Und des Aethers langverhüllte Sterne
Lächeln auf die Siegerin herab.

„Tröſte“ — tönt's von ihrem holden Munde,
Sanft, wie Balſam in die Todeswunde
Von der Hand der Liebe niederträuft, —
„Tröſte, Zweifler! dich und deine Brüder!
Jede Blüthe findeſt du einſt wieder,
Die der Hauch der Zeiten abgeſtreift!“

„Manche wird hienieden dir noch ſprießen,
Eh' ſich rauſchend jene Thore ſchließen
Zwiſchen Ewigkeit und Unbeſtand,
Aber dem Genuſſe Dauer leihen,
Und zu unverfälſchten Freuden weihen
Kann allein der Freude Vaterland.“

„Steure durch Gefilde und Ruinen
Muthig fort! den Trümmern ſelbſt entgrünen
Palmen für die höhre Geiſterwelt,
Stürme müſſen deinen Lauf beflügeln,
Den von der Vollendung Morgenhügeln
Purpurroth des mildern Tags erhellt.“

Muſen! lehrt mich hohe Preisgeſänge!
Daß ich in der Dankenden Gedränge
Würdig dieſer Gottheit opfern kann!
Berge, Felſen, Nächte ſind verſchwunden,
Und den ſchnell ent'flohnen Prüfungsſtunden
Reiht ſich dicht der Zukunft Wonne an.

Die Liebe.

Hätt' ich Menſchen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir geſungen,
Wie der Sterne, wie des Himmels Sang:
Und mir mangelte die Liebe,
Liebe, Liebe!
Ohne dich ſind meine Lieder
Todter Schellenklang!

Hätt' ich Prophezeiung, alle Tiefen
Der Geheimniſſe, Erkenntnißtiefen,
Berge zu verſetzen hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe!
Ohne dich wär' all mein Glaube,
All mein Wiſſen Nacht.

Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäb' ich meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachte ich der Glut:
Und mir mangelte die Liebe, —
Liebe, Liebe!

Ohne dich ist Thun und Leiden
Leere, blinde Wuth.

Liebe! du bist gütig, freundlich, milde
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungeberdig nie;
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine; —
Nur die Wahrheit nicht die Lüge,
Gutes freuet sie!

Sie deckt Alles, glaubt und hofft, und duldet,
Leidet Alles, was sie nie verschuldet,
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; —
Liebe nur wird sein.

Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen,
Kömmt das Ganze, muß das Stückwerk weichen;
Kind ist Kind, und klügelt wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er ist bei des Mannes Würde
Männlicher gesinnt.

Jetzt im Räthsel und im dunkeln Spiegel,
Einst erscheinet uns der Wahrheit Segel
Wirklich, — Angesicht zu Angesicht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe, —
Doch die Liebe,
Als die allergrößte Tugend,
Liebe nur weicht nicht.

Buntes und Allerlei.

Der magnetische Telegraph.

Diese schöne und wichtige Erfindung des Hrn. Morse von New York erregt im Allgemeinen große Bewunderung, besonders da in einer Zeit von nur wenigen Sekunden Intelligenz von einem Orte zum andern gebracht wird —gleichviel ob es 10 oder 10,000 Meilen wären.—Ob es zwar eine schwierige Aufgabe ist, eine verständliche Beschreibung des Apparats und der Operation des Telegraphen zu geben, ohne Figuren und Abbildungen, so wollen wir es doch versuchen, die Sache auf einigermaßen begreifliche Weise auseinander zu setzen.

Der vorzüglichste Agent des Telegraphen ist Galvanismus. Galvanismus ist sehr ähnlich der Elektricität, und hat besonders die Eigenschaft, nicht magnetisches Eisen äußerst schnell und stark zu magnetisiren. Nun hat man z. B. in Harrisburg eine galvanische Batterie, (ein Apparat, wodurch Galvanismus erzeugt wird)—auch einen Kupferdraht von ganz nahe der Batterie aus auf Pfählen bis nach Philadelphia in ein Zimmer; hier ist der Draht mit einem Stück Eisen in Berührung; unmittelbar oberhalb dieses Stück Eisens ist ein stählerner Hebel, an einem Ende mit einem Bleistift versehen, angebracht, und grade oberhalb des Bleistifts befindet sich eine Walze. Wenn der Telegraph in Operation ist, passirt über die Walze fortwährend ein Streifen Papier. Dies wird bewerkstelligt durch eine kleine Maschine, welche aufgezogen wird gleich einer Uhr.—

Der Draht nahe der Batterie in Harrisburg ist lenkbar, u. wenn er mit derselben in Berührung gebracht wird, so fährt galvanische Fluidum in unbegreiflicher Schnelligkeit längs des Drathes nach Philadelphia und magnetisirt das mit demselben in Verbindung stehende Stück Eisen ganz plötzlich und stark; dies zieht augenblicklich den stählernen Hebel an sich und drückt

folglich den Bleistift am andern Ende auf das Papier an der Walze, dies macht natürlich ein . oder—auf das Papier, je nachdem der Draht kurze oder lange Zeit an die Batterie gehalten wird. Kommt der Draht in Harrisburg nur durch einen kurzen Schlag mit der Batterie in Berührung, so macht es in Philadelphia einen und wird derselbe etwas länger daran gehalten, so macht es einen--Das ganze Alphabet deutet sich an durch . und — verschiedenartig versetzt, auf folgende Weise :

.– –... ... –.. . .–. ––. .... ..
a b c d e f g h i
–.– .–– –.– .–. .. ..–.
j. k l m n o p q
... ... – ..– ...– .–– .–.. ...
r s t u v w x y
.... .––. ..–.. ...–. .....– –––
z 1 2 3 4 5
..... ––.. –.... –...– ——
6 7 8 9 0

Z. B. man will den Buchstaben A anzeigen, so wird der Draht nur durch einen ganz kurzen Schlag gegen die Batterie gebracht und dann wieder etwas länger daran gehalten ; dies magnetisirt in demselben Verhältniß das Eisen in Philadelphia und der Hebel macht auf den Papierstreifen .—

Zum Exempel, man wollte nach Philadelphia schicken: Wichtige Bestechung! so würde dies auf folgende Weise angedeutet werden :

.–– .... – .. ––. . –.... .
W i c h t i g e B e
... – . ...–. –. ––.
s t e c h u n g

Perlen und Edelsteine.

Auf dem Standpunkte des Glaubens, auf welchem der Mensch zu Gott gezogen wird, und sein Selbst vergißt, verliert auch die Selbstigkeit ihre Gewalt, die Selbstsucht ihren Stachel, und die Bahn für ein göttliches Leben ist gebrochen. Das göttliche Leben aber wohnt in der Liebe, in der Milde und Freundlichkeit der Gesinnung, die alle Schärfe und Bitterkeit des Charakters, allen Haß und alles feindselige Streben ausschließt. Die Liebe ist der Himmel, womit die Gottheit selbst in den Menschen zieht. Heiterkeit und Klarheit verbreitet sich nun über sein ganzes Dasein, und die Welt und das Leben erscheint wieder in dem Rosenlichte der Kindheit. Kein Zwiespalt, kein Widerspruch zwischen Natur und Geist findet mehr Statt, sondern eine reine Harmonie tritt an die Stelle der früheren Mißtöne des Lebens.

„Einmal ist Keinmal" Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich nichts abmarken. Wer Einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse Einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

Der frivole Mensch hat den Leichtsinn und die Ruchlosigkeit zu Begleitern, in seinem Herzen ist der Quell der Liebe vertrocknet, und die Wurzel des Glaubens abgedorrt. Seine Hoffnung beschränkt sich auf den Genuß der nächsten Stunde. Er hat kein Gut, als das Leben, darum umklammert er es fest und so feig, u. reißt doch jeden Augenblick eine Blüthe desselben ab, bis zuletzt nur noch der kahle dürre Stamm dasteht. — Aus der Frivolität geht die erstarrende Selbstsucht hervor, die Gleichgültigkeit, neben welchen das Edle und Gute nicht mehr bestehen können. Sie hat keine Kraft, als die des Spottes, und keinen Muth, als im Hohn gegen das Heilige. Für sie giebt es keine Ideenwelt, darum auch weder Gott noch Vaterland. Sie ist keiner Erhebung fähig, und keiner Aufopferung: denn diese setzen den Glauben an ein Höheres voraus, und dieses Höhere ist ihr lächerliches Unding.

Jeder Sophist ist nicht nur ein Lügner, sondern auch ein Heuchler, und bedient sich der Sprache als eines leeren Puppenspiels, sein Idol, das eitele Gemächte menschlicher Kunst, für einen Ausfluß göttlicher Vernunft und eine leibhafte Tochter ihrer Stimme auszugeben, abergläubige Leser durch das Blendwerk einer güldnen Hüfte oder güldnen Kalbes hinter's Licht zu führen, und sich ihre Ueberzeugung auf Kosten und Gefahr unerkannter lebendiger Wahrheiten, als ein Dieb und Mörder zu erschleichen.

Das Süßeste.

Den Honig pflegt die ganze Welt
Das süßeste zu nennen;
Doch glaub' ich, wenn's ihr nicht mißfällt,
Was Süßeres zu kennen;—
Denn immer tausch' ich den Genuß
Für jede Honigsspeise:
Und wißt ihr, wie ich's heiße?
Den ersten Kuß.

Des Rheines goldner Rebensaft
Gießt Glut durch alle Glieder;
Er giebt dem Schwachen Riesenkraft,
Und wirft den Riesen nieder.
Doch sanfter wirkt als Feuerguß,
Der nur zum Herzen fließet,
Und es voll Wonne gießet,—
Der erste Kuß.

Ach! wie so regenbogen-bunt
Mein Aug' es überziehet,
Wenn Kätchens süßer Purpurmund
An meinen Lippen glühet!
Dann trink' ich, wie am Lethefluß'
Aus des Vergessens Schaale,
Empfangend hundertmale—
Den ersten Kuß.

Die Gewalt des Kummers.

Moder naget an dem Fleische,
Rost verzehrt das starke Eisen;
Würmer bohren in der Eiche,
Und die Raupe frießt die Pflanze;
Wassertropfen höhlen Steine,
Und der Sommer bleicht die Staude,
Und den Kelch der schönen Blumen;
Stürme jagen in dem Herbste
Nasse Blätter von der Buche;
Ueber Alles geht der Kummer,
Der im Menschenherzen naget,—
Denn er frißt die stärkste Pflanze,
Tilgt die edle Frucht der Hoffnung.

Die Dichterin.

S' ist eine herrliche Natur,
Ganz frei von irdischer Beschwerde,—
Am Himmel hängt ihr Auge nur,
Und Mann u. Kind geh'n baarfuß auf der Erde.

Geld.

Das Geld ist wie das Oel,
Es glättet und erweicht;
Wenn man die Naben tränkt,
So geht der Wagen leicht.

Räthsel.

Wie heißt der unerschöpfte Quell,
Der stets auf Erden fließt,
Bald hie, bald da, doch immer hell
Den gol'dnen Strom ergießt?

Die Schönheit fördert sein Gedeih'n,
So lang die Erde steht:
Die Liebe gießt ihm Wellen ein,
Wo nur ihr Athem weht.

Auch eine seiner Speisen ist
Der herbe, tiefe Schmerz,
Der wie ein Geyr am Herzen frißt,
Siegt nur das starke Herz.

Und wo nur strömt der goldne Quell
Wird froh manch Angesicht,
Es werden trübe Lampen hell
Und leuchtet Augenlicht.

Es tränkt das immer frische Grün,
Das keine Sichel mäht,
Und Nelken, Rosen läßt er blühn,
Die nie ein Wind verweht!

☞ Auflösung des Logopeyphs im ersten Hefte: Po, Pol, Polk, Polka, Pokal, Polak.